

1. Buchkapitel: Vulnerabilität, Resilienz und die Verdrängung der Vulneranz – von Zauberwörtern und Analysebegriffen

Die Entwicklung von ‚Vulnerabilität‘ und ‚Resilienz‘ zu Schlüsselbegriffen wissenschaftlicher Forschung zeigt exemplarisch, wie Diskursgeschichte funktioniert. Eine Wissenschaft etabliert einen neuen Schlüsselbegriff und setzt damit einen metonymischen Prozess in Gang. Der Begriff vagabundiert in andere Disziplinen, gewinnt Schubkraft durch neue Quellen, wird in neuen Problemfeldern angewandt und verändert, erweitert, angepasst, fachlich spezifiziert. Nach und nach wird der Begriff so weit gefasst und fachlich so unterschiedlich verwendet, dass sich die Frage stellt, ob er überhaupt noch interdisziplinär kompatibel und verwendbar ist. Wenn der Schlüsselbegriff noch dazu Eingang in die Alltagssprache findet und dort inflationär gebraucht wird, verschärft sich die Problematik. Dann ist es Zeit, den Begriff auf den Prüfstand zu stellen und seine Analysefähigkeit und -kraft systematisch zu untersuchen.

Dieser Prozess vollzog sich bei den beiden Begriffen Vulnerabilität und Resilienz in den vergangenen Jahren. Er ist jedoch nicht abgeschlossen. Vielmehr stehen jene Wissenschaftsdiskurse, die um die beiden Schlüsselbegriffe kreisen, derzeit vor der Herausforderung, sie neu als Analysebegriffe zu konstituieren. Dies betrifft sowohl die Begriffe für sich als auch die Frage, wie sich beide zueinander verhalten, denn häufig treten sie als zusammenhängendes Begriffspaar auf. Aus diesem Grund werden die Diskurse zu Resilienz und Vulnerabilität im Folgenden zunächst je für sich beleuchtet (1.1 und 1.2), um anschließend ihre vielfältige Vernetzung zu fokussieren (1.3). Dabei zeigt sich, dass die Dualität von Vulnerabilität und Resilienz, die dieses Begriffspaar ausmacht, eine weitere, aber entscheidende Größe verdrängt: die Vulneranz. Damit kommt der dritte Schlüsselbegriff der vorliegenden Studie ins Spiel.

1.1 Resilienz – ein utopisches Heilsversprechen? Zur Neubegründung eines Analysebegriffs

Der Resilienzdiskurs ist umfangreicher und entwickelte früher seine gesellschaftliche Durchschlagskraft als der Vulnerabilitätsdiskurs, der sich erst in der COVID-19-Pandemie gesellschaftlich verorten konnte. Es scheint wichtiger zu sein, Stärken, Kompetenzen, Ressourcen von Individuen, Gruppen und Gesellschaften zu erforschen und damit dem Blick auf das Leben eine positive Ausrichtung zu geben. „Ob Stadtplanung oder Gesundheitswissenschaft, psychologische Beratung oder Militär, nationale Regierungsbehörden oder suprastaatliche Organisationen, Ökologie oder Katastrophenschutz – überall ist Resilienz inzwischen zu einer machtvollen Leitorientierung avanciert“ (Becker und Graefe 2021, 7). Die Erfolgsgeschichte ist beachtlich. Aber kann die Rede von Resilienz, die in mancher Ratgeberliteratur beinahe den Himmel auf Erden verspricht, ihre Verheißungen auch erfüllen? Oder ist der Wissenschaftsdiskurs in der Pflicht, utopischen Heilsversprechen zu widersprechen und für komplexe Sachverhalte komplexe Analysen zu liefern?

1.1.1 Ein rasanter Weg durch die Wissenschaften und in die Alltagssprache hinein – Erfolgsgeschichten

Der Resilienzbegriff stammt aus der Wissenschaftssprache und findet sich „mittlerweile in fast jeder Fachdisziplin, so dass ein umfassender Überblick kaum mehr möglich ist.“ (Dittmer et al. 2019, 12) Zugleich breitet er sich in den letzten Jahren in der Alltagssprache und damit in etlichen Bereichen menschlichen Lebens aus. Um den Aufschwung des Begriffs zu erfassen, lohnt sich – trotz der beschränkten oder teils fehlerhaften Datenbasis – ein Blick auf den Ngram-Viewer von Google-Books, der die Daten bis 2022 erfasst (Google Books 2025a). ‚Resilienz‘ zeigt bis etwa 1990 eine geringe Verwendung, ab den 1990er Jahren steigt die Kurve zunächst leicht, dann deutlich, bis sie ab etwa 2005 steil hinauf geht. Dass der Begriff heute nicht mehr aus der Ratgeberliteratur wegzudenken ist, verwundert nicht. Denn wer wünscht sich das nicht für sich selbst, für Andere und für Gemeinschaften, mit denen man sich verbunden fühlt: sich in belastenden Situationen als belastbar erweisen; sich

von Krisen nicht den Boden unter den Füßen wegziehen lassen, sondern standhaft und beweglich zugleich bleiben; bei Erfahrungen interpersonaler Gewalt nicht in einen Abgrund stürzen, sondern selbst ein solches Trauma bewältigen können; nicht verbittern und schon gar nicht krank werden im Blick auf gesellschaftliche Transformationen, die man gern verhindern würde? Das Resilienzversprechen lautet:

„Man kann Not, Elend und Aufruhr widerstehen; man erholt sich rasch von Katastrophen und Zerstörung; man gewinnt nach desaströsen Ereignissen schnell wieder seine ursprüngliche Form zurück; man ist weitsichtig genug, um sich auf Unvorhersehbares einzustellen; und man kann mit Risiken in angemessener Art und Weise umgehen. Ein hoher Resilienzgrad legt damit zugleich einen geringen Verletzlichkeitsgrad nahe.“ (Imbusch 2015, 247)

Während früher das ‚Stehaufmännchen‘ als Metapher verwendet wurde, ist es heute eher der ‚Schutzschirm‘, der vor den Unbilden des Lebens bewahrt. Wer gut geschützt ist, kann in den Stürmen des Lebens bestehen. *Die Krise als Chance nutzen* funktioniert als Resilienzmotto sogar gesellschaftlich. In einer Zeit multipler Krisen, die sich auch noch wechselseitig potenzieren, sind ein resilientes Finanz- und Sicherheitssystem, eine resiliente Gesundheitsfürsorge und Infrastruktur, eine resiliente Bevölkerung und vieles mehr äußerst wünschenswert. „Das Konzept Resilienz scheint sich offenkundig gut dafür zu eignen, metaphorisch besetzt zu werden und unspezifisch für Kraftvolles, Widerständiges, Gutes, Gedeihendes, Gesundes, sich Durchsetzendes etc. zu stehen.“ (Fookon 2016, 26) Dem Philosoph Jan Slaby zufolge bedeutet Resilienz „in erster Näherung so viel wie *systemische Widerstandsfähigkeit*, also die Fähigkeit eines Materials, eines Systems, eines Organismus oder einer Person, nach deformierenden Erschütterungen, Störungen, Krisen oder Katastrophen in einen stabilen Zustand zurückzukehren.“ (Slaby 2016, 273) Jochen Ostheimer spricht von der „Fähigkeit, auf äußere Störungen kompetent zu reagieren“ (Ostheimer 2018, 327). Eine griffige Definition im humanen Bereich (wenn auch nicht für Landschaften, Gebäude oder IT-Systeme u. ä.) liefert die Erziehungswissenschaft: „der Prozess, die Fähigkeit oder das Ergebnis der gelungenen Bewältigung belastender Lebensumstände“ (Stamm und Halberkann 2015, 61). Oder, noch kürzer gefasst: „Gedeihen trotz widriger Umstände“ (Welter-Enderlin und Hildenbrand 2012, Buchtitel).

Während sich der Begriff in der bildungsnahen Alltagssprache als „kulturelles Deutungsmuster“ (Schult 2017, 185) stetig ausbreitet, wächst zugleich die Kritik an seiner gar zu simplen Verwendung. Im Februar 2020 mokierte sich eine Kolumne der „Süddeutschen Zeitung“ über Zaubерwörter und machte als deren Gipfel das „Hammerzauberwort“ Resilienz aus.¹ Viele Buchtitel klingen utopisch mit Stichworten wie *Vom Stress zur Stärke; An Krisen wachsen; Stark bleiben, egal, was kommt*. Die Alltagssprache übernimmt Wissenschaftsbegriffe, wenn diese einen Nerv der Zeit treffen, und schert sich nicht immer um wissenschaftliche Differenzierungen. Oder gehen auch die Wissenschaften teilweise zu blauäugig mit Resilienzversprechen um?

Bis sich der Resilienzbegriff in der Alltagssprache durchsetzen konnte, hatte der wissenschaftliche Diskurs schon einige Entwicklungen durchlaufen. Michael Meyen und Markus Vogt nennen „Ökologie, Psychologie und Werkstoffphysik“ als die „drei Herkunftsdisziplinen“ des Resilienzdiskurses (Meyen und Vogt 2018, IX). Am Beginn steht die Werkstoffphysik, denn etymologisch entwickelte sich der Begriff aus dem Lateinischen *resilire*: zurückspringen, abprallen, nicht anhaften. In der Mechanik bezeichnet er beispielsweise das ‚Zurückspringen‘ einer Schraubenfeder, die einer belastenden Zugkraft ausgesetzt und dabei ausgedehnt wird, dann aber, sobald die Zugkraft nachlässt, in ihren früheren Zustand *zurückspringt*.

Die Ökologie war mit ihren Fragen rund um den anthropogenen Klimawandel² und die Bedrohung der Diversität des Lebens eine treibende Kraft in der Weiterentwicklung des Resilienzbegriffs. Hierfür steht der kanadische Umweltsystemforscher Crawford Stanley Holling, der Resilienz schon früh definierte als „measure of the persistence of systems and of their ability to absorb change and disturbance and still maintain the same relationships between populations

1 Siehe die Glosse „Streiflicht“ der „Süddeutschen Zeitung“ (vom 25.2.2020, 1): „ein Großteil der Wissenschaftler verspricht sich viel, wenn nicht alles von der – Obacht, Hammerzauberwort! – Resilienz als diskursiver Formation.“ Den Text „Resilienz als diskursive Formation“ gibt es tatsächlich, Meyen 2015; er positioniert sich jedoch kritisch gegenüber Resilienz als Zaubерwort.

2 Siehe die „Basisfakten zum Klimawandel“, hg. vom Deutschen Wetterdienst – ein Beispiel für besonders gelungene Wissenschaftskommunikation (Deutscher Wetterdienst 2025).

or state variables“ (Holling 1973, 14). In der Ökologie wird ‚Vulnerabilität‘ heute meist als Anfälligkeit von Menschen, anderen Lebewesen und Lebensräumen gegenüber natürlichen oder menschengemachten Risiken verstanden; während ‚Resilienz‘ als Anpassungskompetenz begriffen wird, die Einzelpersonen und Gesellschaften auf der Grundlage ihres Wissens um diverse Verwundbarkeiten entwickeln. Auf Veränderungen, die als problematisch wahrgenommen werden, wird mit Anpassung bzw. Transformation reagiert. Im Lauf des Diskurses fand eine Verschiebung von *persistence* zu *adaptation* statt und wurde durch *transformation* weitergeführt. Resilienz lässt sich demnach mit drei Kapazitäten erfassen: Stabilisierungs-, Anpassungs- und Transformationskapazitäten. Dabei sind diese Drei nicht immer klar voneinander zu unterscheiden, denn Transformation bewahrt und stabilisiert, genauso wie Stabilisierung Voraussetzung von Transformation sein kann. „Auch die Unterscheidung zwischen dem, was noch Adaption ist, und dem, was schon als Transformation bezeichnet werden kann, fällt nicht immer leicht. Man kommt aus dem paradoxen Verhältnis von Wandel und Bewahrung nicht hinaus.“ (Schneider und Vogt 2018, 106)

Die dritte Herkunftsdisziplin ist die Psychologie. Hier gilt die berühmte Kauai-Studie der US-amerikanischen, aus Eltville am Rhein stammenden Forscherin Emmy Werner als Meilenstein.³ Diese in mehreren Phasen erarbeitete und publizierte Langzeitstudie untersuchte die Entwicklung einer multiethnischen Geburtskohorte von 1.012 (Werner u. a. 1971) bzw. 698 (Werner und Smith 1982) Kindern der Hawaii-Insel Kauai, die im Jahr 1955 geboren wurden. Die Studie stellte fest, dass etliche der etwa 200 Kinder, die aus prekären Lebensverhältnissen stammten und von Risikofaktoren wie Armut, mangelndem Zugang zu Bildung, Drogenabhängigkeit der Eltern betroffen waren, große Schwierigkeiten hatten (d. h. sie waren etwa körperlich oder psychisch weniger gesund, beruflich weniger erfolgreich oder wurden delinquent). Dieser Punkt war erwartbar. „Doch ein Drittel dieser Kinder entwickelte sich zu kompetenten, selbstbewussten und fürsorglichen Erwachsenen.“ (Werner 2012, 30) Es gelang ihnen, sich gut in ihrer Lebenswelt zu verorten. Dieser überraschende Punkt trieb die Forschung voran, denn Werner bezeich-

3 Trotzdem gilt: „Die Ersterwähnung des Begriffes Resilienz wird dem Psychologen Jack Block (1977) zugeschrieben.“ (Thun-Hohenstein et al. 2020, 7).

nete diese Gruppe, die sich unter teils schwierigsten Bedingungen dennoch behaupten konnte, als ‚resilient‘. Und sie fragte nach den Ursachen solcher Resilienz, etwa im Blick auf sozioökonomischen Status, Unterstützung durch staatliche Beratungsstellen, Bildungsimpulse durch Elternhaus und Schule, emotionale Unterstützung durch Eltern, Lehrer*innen, Peer-Groups.

„Yet there were others, also vulnerable – exposed to poverty, biological risks, and family instability, and reared by parents with little education or serious mental health problems – who remained invincible and developed into competent and autonomous young adults ‚who worked well, played well, loved well and expected well‘ [...]. This report is an account of our search for the roots of their resilience, for the sources of their strength.“ (Werner und Smith 1982, 3)

Bereits hier zeigt sich, dass der Resilienzbegriff eine *Chance* ins Wort bringen will: Trotz widriger Startbedingungen können etliche Kinder sich sozial gut verorten, gesundheitlich positiv entwickeln, beruflich erfolgreich sein. „Ein solches positives Verständnis von Resilienz [...] wird wissenschaftshistorisch nahegelegt durch die Stellung des Konzepts in der Familien- und Entwicklungspsychologie oder der Ökologie.“ (Kleeberg 2023, 12) Somit eröffnet die Resilienzforschung einen ressourcenorientierten Ansatz, der auf die Bewältigung von Herausforderungen, Beeinträchtigungen oder Bedrohungen zielt. Dies geschieht nicht „ohne *Blicke in den Abgrund*“ und erfordert „die Auseinandersetzung mit den Krisen bzw. Stressoren in einem Lebenslauf“ (Welter-Enderlin 2012, 7). Resilienz wird als „Wertbegriff“ verstanden: „Das Konzept der Resilienz orientiert sich dagegen prinzipiell nicht negativ am Mangel, sondern positiv an den jeweils verfügbaren Ressourcen.“ (Levold 2012, 236)

Schon früh wird die Frage gestellt, was eine solche Chance auszeichnet und wie sie durch sozial-politische Interventionen eventuell gefördert werden kann. Welche schützenden Faktoren lassen sich ausmachen, die die Kinder gegenüber schädlichen Auswirkungen solcher widrigen Bedingungen stärken? Das gilt auch heute noch, nachdem ‚Resilienz‘ zum Leitbegriff für große Umbrüche in Krisenzeiten wurde:

„Der Verweis auf die Resilienz enthält das Versprechen, robust und flexibel auf die Umbrüche reagieren zu können. Der Blick wird auf die personalen, sozialen, kulturellen, ökonomischen oder ökologischen Ressourcen gelenkt, die hilfreich sind, um gegen Störungen weniger

anfällig zu sein und radikalen Wandel zu meistern. Der besondere Charme des Resilienz-Begriffs liegt darin, dass Krisen zugleich als Chancen wahrgenommen werden können.“ (Schneider und Vogt 2016a, 180)

Von der psychologischen Resilienzforschung war es aufgrund der fachlichen Nähe nicht weit zur Salutogenese und Medizin (Esch und Esch 2020) oder zur Armuts- und Fluchtforschung (Promberger et al. 2015; Fingerle und Wink 2020). Ein starker Schub geschah etwa ab der Jahrtausendwende, als der Begriff in weitere Wissenschaften übergang und verstärkt in den Geistes- und Sozialwissenschaften zum Schlüsselbegriff wurde (Endreß und Maurer 2015; Wink 2016). Die körperliche und seelische Resilienz von jungen Menschen stand in der Pädagogik zur Debatte; der Begriff etablierte sich in der Humangeografie und den Ingenieurwissenschaften, in Theologie und Literaturwissenschaft. Die Soziologie stellte die Frage nach der Resilienz von Gesellschaften und sozialen Systemen. Sie beobachtete das Begriffspaar ‚Vulnerabilität und Resilienz‘ und deren „Wandern in der Umwelt- und Sicherheitsdiskussion“ (Kaufmann und Blum 2013). Die Politikwissenschaft interessierte die Resilienz von Staaten und deren Infrastruktur-, Sicherheits- und Verteidigungssystemen. In Wissenschaft und Gesellschaft konnte sich der Resilienzbegriff so rasch ausbreiten, dass eine Studie zu seiner Entwicklung von „explosionsartige Verbreitung“ (Weiß et al. 2018, 13) spricht. Mittlerweile ist ‚Resilienz‘ in fast allen Wissenschaftsbereichen verortet, ihre Erforschung wird vielfach staatlich gefördert. Die Zahl der Publikationen – wissenschaftlich, populärwissenschaftlich und unwissenschaftlich – ist selbst im deutschsprachigen Raum längst unüberschaubar.

Diese Erfolgsgeschichte beruht jedoch auf einem Paradox. Einerseits fragt die Resilienzforschung positiv nach verfügbaren Ressourcen. Andererseits kann sie selbst als Krisenphänomen begriffen werden. Über Resilienz wird viel geschrieben und gesprochen, weil befürchtet wird, dass sie fehlt. Sie ist „diskursive Verarbeitung einer verunsichernden Moderne“ (Rungius et al. 2018, Titel). Aus soziologischer Perspektive betrachtet:

„Die Karriere des Resilienzbegriffs ist Teil einer zunehmend beunruhigten Verortung und Problematisierung menschlicher Existenz; er macht die Überlebensbedingungen menschlicher Kollektive zum Thema, sowohl mit Blick auf das Innenleben dieser Kollektive als auch auf ihre

ökologische Einbettung in sozio-kulturelle, biologische, geologische und sonstige Umwelten“ (Vollmer 2022, 55f).

Mit diesem Paradox ist die Frage verbunden, ob Resilienz ein deskriptiver oder nicht vielmehr ein normativer Begriff sei. Die positive Grundausrichtung definiert Resilienz implizit als etwas, das erstrebenswert ist. Menschen, Gemeinschaften, Gesellschaften, aber auch andere Lebewesen, Landschaften, IT-Systeme sollen möglichst resilient sein, und wo sich diesbezüglich Schwachstellen zeigen, gilt es, die positiven Ressourcen zu fördern. Damit umfasst der Resilienzbegriff sowohl eine deskriptive als auch eine normative Dimension (Brand und Jax 2007; Gutwald und Nida-Rümelin 2016). Es geht nicht nur darum, bestimmte Resilienzen zu beschreiben, sondern auch darum, wie sie zu befördern seien. Der Philosoph Armin G. Wildfeuer spricht daher vom „deskriptiv-normative[n] Mischcharakter der Verschränkung von Faktischem und Normativem“ (Wildfeuer 2024, 53). Die normative Dimension der Resilienz wird jedoch nicht immer reflektiert oder gar hinterfragt. „Resilienz wird für alles scheinbar Gute, Wahre, Schöne gefordert und damit [wird] anhand eines derzeit modernen und positiv besetzten Begriffs eine normative Theorie in den Diskurs eingebracht, ohne die zugrundeliegenden Werte und normativen Argumentationen offenlegen zu müssen“ (Rungius et al. 2018, 52). Wer entscheidet, was das Gute-Wahre-Schöne sei – und was nicht? Ist Resilienz immer erstrebenswert? Letztere Frage wird später unter dem Stichwort ‚vulnerante Resilienz‘ noch eine besondere Rolle spielen (s. u. 3. Buchkapitel). Jedenfalls hat die Forschung das Problem der Normativität mittlerweile als Grundsatzfrage erfasst:

„Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Resilienzbegriff regt zur Formulierung von ethischen Fragen an, deren Beantwortung wichtig ist, um neue Perspektiven auf zukünftige Veränderungen zu erhalten: Was wollen wir erhalten? Wer oder was soll gegenüber wem oder was resilient sein? Wie wollen wir (über-)leben? Eine normative Debatte ist damit notwendiger Bestandteil eines jeden Resilienzverständnisses.“ (Karidi et al. 2018b, 6)

Zu den Grundsatzfragen gehören auch folgende: Bezeichnet Resilienz ein Persönlichkeits- oder ein Strukturmerkmal, eine Kompetenz, eine Strategie, einen Prozess oder dessen Ergebnis? Nach welchen Kriterien ist sie zu erfassen, wie ist sie messbar zu machen, wenn überhaupt? Die Überschreitung von Begriffen in andere Wis-

senschaften und Forschungsfelder geschieht nicht immer aufgrund einer Metareflexion. Diese erfolgt meist nachholend, wenn der neue Wissenschaftsdiskurs nach einer gewissen Zeit als eigenständiges Phänomen sichtbar wird und thematisiert werden kann. In der Resilienzforschung zeugen einige Sammelbände von diesem Prozess im deutschsprachigen Raum, von denen einige hier exemplarisch genannt werden.

- Der Sammelband „Multidisziplinäre Perspektiven der Resilienzforschung“ (Wink 2016) betreibt eine Metareflexion, die nach inhaltlichen Schwerpunkten, pluralen Methoden und interdisziplinären Verbindungen eines neuen Wissenschaftsdiskurses fragt. Der Sammelband gibt Einblick in spezifische Zugänge verschiedener Wissenschaften wie Psychologie, Risiko- und Katastrophenforschung, Ingenieurwissenschaften – und damit zugleich in die Begriffsverwendung in multidiziplinären Problemfeldern wie Ökologie und Klimawandel oder Strukturwandel industriell geprägter Städte. Wenn eine solche Zusammenstellung auch nicht den gesamten Diskurs umfassen kann, so markiert er doch entscheidende Eckpunkte, die das Diskursprofil konturieren. – Die Metareflexion eröffnete die Reihe „Studien zur Resilienzforschung“, die anschließend Einzelthemen vertieft und mittlerweile (Stand Juli 2025) neun Bände umfasst.
- Der Sammelband „Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation“ (Karidi et al. 2018a) präsentiert Ergebnisse des Bayerischen Forschungsverbundes „ForChange“, der von 2013 bis 2017 den Auftrag⁴ hatte zu erforschen, wie Individuen, Institutionen und soziale Gruppen Transformationsprozesse verstehen, sich ihnen adäquat anpassen und damit Resilienz gewinnen können. Er will „einen umfassenden Überblick über konzeptionelle Untersuchungen, kritische Reflexionen und neue Tendenzen im Resilienzdiskurs“ (ebd. 3) geben. Was befähigt dazu, tiefgreifende Veränderungen und Umbrüche aktiv und erfolgreich mitzugestalten? Hierfür wurde als Leitbegriff ‚Resilienz‘ verwendet.

4 Siehe www.bayfor.org/de/unsere-netzwerke/bayerische-forschungsverbuende/forschungsverbuende/association/forchange.html. – Das Projekt wurde vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst beauftragt und finanziert.

- Im Kontext einer DFG-Forschungsgruppe „Resilienz“⁵ entstanden im interdisziplinären Austausch drei Sammelbände, die auf die Weiterentwicklung des Resilienzbegriffs zielen. „Resilienz im Sozialen“ (Endreß und Maurer 2015) beleuchtet die Komplexität gesellschaftlicher Resilienzdynamiken, die sich auf mehreren Ebenen und in nicht-linearen Prozessen vollziehen. Exemplarische empirische Untersuchungen werden zwecks Analyse von Gesellschaft, Ökonomie und Politik in die Theoriebildung einbezogen. Der anschließende Band „Resilienz als Prozess“ (Endreß und Rampp 2022) verwahrt sich gegen einen essenzialistischen Begriff, indem er die Dynamik von Resilienzprozessen herausarbeitet. Er beleuchtet das Erfordernis, bei der Übertragung des Begriffs aus dem sozialökologischen Diskurs in die soziologische Analyse auch den Begriff selbst zu transformieren. Es bedarf „einer reflexiven Zuspitzung der Analyse für soziologische Zwecke“ (Endreß 2022, 2). Der Forschungsansatz arbeitet mit Vulnerabilität als Korrelationsbegriff, denn „jede Vulnerabilität [muss] zugleich ebenso als Bedingung der Möglichkeit des Lernens bzw. der Transformation begriffen werden“ (ebd.). „Auch in dieser Hinsicht führt also die Beachtung einer dynamischen, weder an einem Status Quo noch an einer Rückkehr zu vormaligen Zuständen (‘bounce back’) orientierten Beobachtungsperspektive zu einer notwendigen Reflexivierung des Arguments.“ (ebd.) Der aktuell neueste Band „Resilienz und Scheitern“ (Endreß 2025) vereint „Theoretische Beiträge und empirische Studien“ (Untertitel), wobei ein großer Teil der Beiträge sozio-historisch orientiert ist. „Resilienz und Scheitern stehen nicht notwendigerweise in einem Widerspruch zueinander [...]. Scheitern kann ein Hemmnis für die Resilienz von Systemen [...] darstellen, ebenso fungiert es aber auch als eine notwendige Bedingung für Resilienz: ohne Scheitern keine Resilienz.“ (Rampp 2025, 249)

5 Zur DFG-Forschungsgruppe 2539 „Resilienz – Gesellschaftliche Umbruchphasen im Dialog zwischen Mediävistik und Soziologie“, von 2016 bis 2024 an der Universität Trier angesiedelt, siehe <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/313809822>; sie war für die Etablierung des Resilienzbegriffs in der deutschsprachigen Soziologie entscheidend.

1.1.2 Konservativ oder innovativ? Das Transformationspotenzial von Resilienzprozessen

Von seiner Etymologie her wohnt dem Begriff ‚Resilienz‘ etwas Konservatives inne, insofern er anfänglich ein ‚Zurückspringen in einen *ursprünglichen* Zustand‘ bezeichnet – was auch immer dieses *ursprünglich* sein mag. Aber Begriffe halten sich nicht immer an ihre Herkunft. So auch in diesem Fall. Zwar gibt es in vielen Kontexten eine konservative Ausrichtung in dem Sinn, dass etwas bewahrt werden soll. So kann es in der Ökologie darum gehen, in einem Naturschutzgebiet die bisherige Biodiversität zu bewahren und den zerstörerischen Übergriff invasiver Pflanzen und Tiere zu verhindern. Bei Menschen kann es etwa darum gehen, nach einem schwer zu verkraftenden Unglück jene Lebenszufriedenheit zurückzuerlangen, die im Rückblick den Alltag prägte und für die Zukunft wünschenswert bleibt.

Zugleich gilt für Wissenschaften generell, dass Leben Veränderung bedeutet.⁶ Leben bewahrt sich im Wandel. Die Ökologie weiß, dass Lebensräume von Tieren und Pflanzen sich verändern, auch in Naturschutzgebieten – schon seit einiger Zeit gibt es keine Natur mehr, die von Menschen unberührt wäre (vgl. Brand et al. 2011, 78). Selbst auf abgelegenen Inseln vor der Zeit des anthropogenen Klimawandels veränderten sich die Lebewesen durch Mutation oder überraschenden Zuzug. In der Psychologie lässt sich kaum bestreiten, dass sich das Leben von Menschen durch schwere Unglücksfälle gravierend verändert, so dass es kein Zurück zu früherer Zeit gibt. Selbst in der Materialwissenschaft, also jener Wissenschaft, aus der die konservative Grundierung des Resilienzbegriffs stammt, ist klar, dass es keine einfache Identität mit dem Früheren gibt: die berühmte Metallfeder verändert sich mit jeder Kompression zunächst unmerklich, doch irgendwann ist sie ausgeleiert und springt nicht mehr zurück. Selbst als Spielzeug wird das ‚Steh-auf-Menschlein‘ irgendwann nicht mehr aufstehen.

6 Trotzdem ist in der Literatur (speziell in Naturwissenschaften) immer mal wieder vom ‚Zurückspringen in einen früheren Zustand‘ zu lesen; beispielsweise: „resilience is an ability of a socio-ecological system to bounce back to the preceding form after facing any shock, risk, and uncertainties by utilizing adaptive, absorptive, and transformative capacities“ (Lanlan et al. 2023, 19069).

Trotzdem besteht die Gefahr, dass der Resilienzbegriff als ‚Hammerzauberwort‘ eine kritische Auseinandersetzung mit dem, was eigentlich zu bewahren sei, unterbindet. Aus den Sozialwissenschaften kommt die Warnung: „Die Verwendung des Resilienzbegriffs verhindert die Frage, ob das betrachtete System überhaupt erwünscht ist[,] und beschneidet damit Veränderungspotenziale. Die Ontologisierung der Systemeigenschaften führt teilweise sogar zu einem unreflektierten Konservatismus und dem Verzicht auf die notwendigen normativen Diskurse.“ (Rungius et al. 2018, 55) Der Beitrag „Der Resilienz-Ansatz auf dem Prüfstand“ verweist ebenfalls auf Schwächen, die darauf zurückzuführen seien, „dass der Resilienz-Ansatz kulturell geprägt ist durch konservative Werthaltungen und Weltanschauungen“ (Brand et al. 2011, 78).⁷ Zu fragen bleibt, was der Begriff *konservativ* hier bedeutet und inwiefern er normativ-abwertend verwendet wird. Ist das Streben nach Wahrung der Menschenrechte eine ‚konservative Werthaltung‘, da sie etwas zu bewahren versucht?

Die Kritik der Resilienz verweist zu Recht auf die Grundsatzfrage, was angesichts von Veränderungen zu bewahren ist und was nicht; was genau sich verändern soll und was nicht. Hier sind gesellschaftliche Aushandlungsprozesse erforderlich, beispielsweise in der Ökologie im Blick auf die Konkurrenz von Naturschutzgebieten und landwirtschaftlich genutzten Flächen. Eine Apodiktik der Resilienz hilft hier nicht weiter. Vielmehr gilt es, die verschiedenen Verwundbarkeiten in den Blick zu nehmen und Resilienzansprüche gesellschaftlich zu gewichten.

Eine *ausschließlich* konservative Konstituierung in dem Sinn, dass sie Resilienz als Rückkehr in einen früheren Zustand simplifiziert, wurde in der Forschung sehr bald überschritten, falls sie dort überhaupt je vertreten wurde. Die Psychologie spielt bei dieser Überschreitung eine wichtige Rolle. Bereits die oben vorgestellte Kauai-Studie sowie Folgestudien (Masten et al. 2023) machen deutlich, dass eine ausschließlich bewahrende Konstituierung nicht greift, denn die *erfolgreichen* Kinder konnten nicht einfach in einen

7 Wobei sich die Kritik lediglich auf den speziellen Ansatz der „Resilience Alliance“ (siehe www.resalliance.org) bezieht. „Seit einigen Jahren ist die Interpretation der *Resilience Alliance* am einflussreichsten. Wir fokussieren hier auf deren Definition von Resilienz als ‚the capacity of a system to experience shocks while retaining essentially the same function, structure, feedbacks, and therefore identity‘“ (Brand et al. 2011, 78).

„ursprünglichen“ Zustand zurückkehren, sondern sie brauchten Flexibilität und Lernfähigkeit, passten sich den schwierigen Lebensumständen an und ergriffen die Chancen, die sich ihnen boten. In Situationen, die das Handeln erschwerten, entwickelten sie dennoch Handlungskompetenzen. Dieses Phänomen fasst die Studie unter ‚Resilienz‘ (Werner und Smith 1982).

Die DFG-Forschungsgruppe „Resilienz in Religion und Spiritualität“ unterscheidet drei Erklärungsansätze. Demnach wird Resilienz verstanden 1. in einem naturalistischen Zugang über „baseline characteristics“ als *Vorbedingung* der Krisenbewältigung; oder 2. als dynamischer, adaptiver *Prozess* im Verlauf einer Krise; oder 3. als positiver Krisenausgang, „outcome“, so dass das *Resultat* zählt (Richter und Geiser 2021, 18).

Im Kontext des naturalistischen Zugangs (1. Ansatz) stellt sich eine Frage, die sich insbesondere durch populär- und nicht-wissenschaftliche Studien zieht: Gibt es so etwas wie *resiliente Persönlichkeiten*? Sind einige Menschen qua Geburt oder durch sehr gute Lebensbedingungen in ihrer Kindheit so präpariert, dass sie auch in bedrängendsten Lebenslagen Chancen entdecken und sich nicht klein kriegen lassen? Widerspruch kommt hierzu bereits aus der Praxis. Andy Neumann, ein krisenfest-resilienter BKA-Beamter, der 2021 von der Ahrtalflut betroffen war, schreibt über seine Erfahrungen in der Katastrophe:

„In der Zeit, die folgt, lerne ich sehr viel darüber, warum man sich nie für vollkommen angstfrei halten sollte. Warum man nie denken sollte, man kriegt alles im Leben hin, weil das bisher auch der Fall war. Ich lerne, dass es Situationen gibt, in denen man, wenn man Pech hat, nichts, aber auch gar nichts im Kopf hat, was Sinn macht.“ (Neumann 2021, 12)

Einem naturalistischen Zugriff auf Resilienzphänomene widersprechen auch alle Ansätze, die ökonomische, soziale, kulturelle und symbolische Ressourcen zur Resilienzförderung erforschen. Sie zeigen, dass Resilienz nicht nur von *inneren* Faktoren beeinflusst wird, sondern in einem komplexen und dynamischen System verschiedenster Faktoren entsteht. Trotzdem hält sich die Rede von ‚resilienten Persönlichkeiten‘, die die soziale Konstituierung von Resilienz nicht beachtet. Hier besteht die Gefahr einer essenzialistischen Begrifflichkeit, die dem Prozess- und Transformationscharakter der Resilienz nicht gerecht wird (Christmann et al. 2011).

„Wir sind resilient (oder auch nicht) immer nur in Bezug auf etwas anderes, das etwas ‚mit uns macht‘ und daher auf irgendeine Weise ein Problem für uns darstellt, auf das wir reagieren. [...] Als Resilienz erscheint in diesem Schema nicht nur das Vermögen des Protagonisten, diesen Beeinträchtigungen standzuhalten, er kann auch bestimmte Aktivitäten in Gang setzen, um die eigene Resilienz zu stärken oder die Antagonisten zu schwächen.“ (Levold 2012, 234)

Wenn dies stimmt, wäre es dann nicht sinnvoll, von Resilienz im Plural zu sprechen? Am Beginn der Forschung wurde selbstverständlich der Singular verwendet. Im Vulnerabilitätsdiskurs war dies ähnlich, hat sich aber mittlerweile geändert. Dort ist auch im Plural von ‚Verwundbarkeiten‘ die Rede, weil es nicht nur eine gibt. Vulnerabilität tritt immer im Plural auf (s. u. 1.2.1). Auch im Resilienzdiskurs – und damit zeichnet sich eine parallele Entwicklung beider Diskurse ab – wird mittlerweile hin und wieder von ‚Resilienzen‘ gesprochen (Vollmer 2022). Diese Erkenntnis der Pluralität ist Voraussetzung dafür, Vulnerabilität und Resilienz in ihrer Komplexität zu erfassen und Menschen oder Gruppen nicht pauschal als vulnerabel oder resilient einzuordnen, sondern genauer zu benennen, welcher Gefahr gegenüber sie vulnerabel oder resilient sind. Darin bestand ein Problem zu Beginn der COVID-19-Pandemie 2020: Es wurde pauschal von ‚vulnerablen Gruppen‘ gesprochen, ohne genauer zu sagen, dass hiermit nur die Gefährdung gegenüber einem bestimmten Virus bezeichnet wird. Dass es andere Verwundbarkeiten von jungen Menschen in Schule und Studium gibt, rückte damit aus dem Blick. Aber jeder Mensch, jede Institution, jede Landschaft hat gewisse Resilienzen, denn wer gar keine hat, hört auf zu existieren. Daher ist die Verwendung des Plurals ‚Resilienzen‘ bzw. ‚Resilienzprozesse‘ oder ‚Resilienzstrategien‘ genauso sinnvoll wie die Rede von ‚Verwundbarkeiten‘. Der Plural ermöglicht eine differenziertere Analyse.

Resilienz als dynamischen *Prozess* im Verlauf einer Krise (2. Ansatz) zu verstehen, wurde im deutschsprachigen Raum vom oben genannten Sammelband „Resilienz als Prozess“ (Endreß und Rampp 2022) befördert.⁸ Der Band untersucht die Rolle von Resilienz in ökonomischen, ökologischen, gesellschaftlichen und politischen

8 Bereits 2006 stellte Carl Folke (2006) den Prozesscharakter von Resilienz in seiner Bedeutung für sozio-ökologische Systemanalysen heraus.

Transformationsprozessen. Dabei soll der prozessuale Charakter der Resilienz beschrieben, erfasst und ggf. beeinflusst werden. Wenn sich die Umwelt, d. h. das ökologische, ökonomische, soziale und politische Gefüge verändert, in dem Menschen leben, braucht es bei den Menschen selbst Veränderungen, die mit diesem Transformationsprozess Schritt halten. Resilienz ist dann ein Ergebnis von Transformation (3. Ansatz).

Damit verändert sich die Forschungsrichtung. Das zeigt neben dem Sammelband „Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation“ (Karidi et al. 2018) auch der Sammelband „Multisystemic Resilience“ (Unger 2021), der das durchaus prekäre Verhältnis von Anpassung und Transformation bearbeitet. Zur Resilienz gehört demnach die Fähigkeit, mögliche Veränderungen kontinuierlich zu antizipieren und proaktiv darauf zu antworten – genauso wie die Fähigkeit, auf Unvorhergesehenes, Überraschendes möglichst kreativ zu reagieren. „It’s about having the capacity to change before the case for change becomes desperately obvious.“ (Hamel und Välikangas 2003, 52). Der Prozesscharakter erfordert Lernbereitschaft und Lernfähigkeit, die aktiv in persönliche und gesellschaftliche Herausforderungen eingebracht werden.

„Dass wir in einer Zeit leben, in der sich das Krisenbewusstsein verschärft, ist ein Grund, warum der Begriff der Resilienz zu einem Leitbegriff wissenschaftlicher und populärwissenschaftlicher Publikationen aufgestiegen ist. Resilienz ist ein Ansatz für Zeiten, in denen sich das Umfeld rasch ändert und diese Änderungen nicht vorhersehbar sind.“ (Schneider und Vogt 2016a, 180)

Wenn die stetig wachsende Menschheit mit ihrem hohen Ressourcenverbrauch im Anthropozän zum Überlebensproblem wird, werden Resilienzfragen existenziell.

„Von den auf Funktions- und Selbsterhaltung zielenden Resilienzkonzepten könnte [...] gelernt werden, nicht auf ‚utopische‘ Ziele zu setzen, sondern auf die ‚wirklichen‘ und vorrangigen Probleme zu schauen und sich auf die Aspekte zu konzentrieren, die das Überleben und den Schutz der Menschen sichern.“ (Schneider und Vogt 2018, 109)

Fazit: Eine essenzialistische Fassung des Begriffs funktioniert nicht. Vielmehr kommt es bei Resilienz darauf an, dass sie sich sowohl auf Transformationsprozesse bezieht, denen Menschen, Gemeinschaften und Institutionen ausgesetzt sind; dass Resilienz aber zugleich sol-

che Transformationsprozesse vorantreiben kann, in welche Richtung dies auch immer führt. Resilienz ist selbst transformationsproduktiv. Sie erfordert es, sich etwas einfallen zu lassen, um Schwierigkeiten anzugehen und Probleme zu lösen. Wenn sie Erkenntnischancen nutzt und Transformationsprozesse vorantreibt, geht sie über ‚Anpassung‘ hinaus. Resilienz ist komplex und dynamisch. Sie ist Widerstandsfähigkeit gegenüber plötzlichen Schadensereignissen oder Transformationskompetenz in langsam sich vollziehenden Veränderungen; sie ist die Fähigkeit, relativ rasch in eine dem Ausgangspunkt ähnlichen Zustand zurückzukehren; und genauso die Kompetenz, in Transformationsprozessen Neues zu lernen, sich in verändernden Bedingungen zu bewähren und selbst an der Gestaltung solcher Transformationen mitzuwirken. Die Frage „konservativ oder innovativ?“ ist daher als binäre Codierung falsch gestellt.

1.1.3 Die Resilienz der Reblaus im Weinberg

Welche Resilienz zählt? Mit dieser Frage lässt sich die Position von Charlotte Rungius und Christoph Weller (Sozial- und Politikwissenschaft) beschreiben. Sie geben zu bedenken, dass der Resilienzbegriff „im gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Diskurs in der Regel nur auf solche Phänomene angewendet [wird], deren Widerstandsfähigkeit bzw. deren Erhalt als gut und wünschenswert eingestuft wird.“ (Rungius und Weller 2016) Allerdings werde diese Vorentscheidung meist nicht begründet oder noch nicht einmal genannt. Wenn es um „Atomwaffen, soziale Ungleichheit und das Masern-Virus“ geht, wird der Begriff nicht verwendet, obwohl sie multiple Bedrohung und „sogar aus ihrer Sicht katastrophale Systemwechsel (Ende des Ost-West-Konflikts, Einführung der Demokratie, Impfstoffentwicklung)“ überstanden und trotz dieser für sie widrigen Bedingungen weiter gedeihen konnten. Rungius und Weller schließen daraus:

„Die Thematisierung der Resilienz eines Phänomens lenkt nämlich davon ab, dass zunächst einmal zu begründen wäre, warum die Resilienz genau dieses Phänomens oder Systems gut und wünschenswert ist. Niemand interessiert sich für die Resilienz der Laus auf einem Rosenstock, weil wir uns eben nicht in der Lage sehen, ihr Überleben als unbestreitbar positiv einzustufen.“ (ebd.)

Das Argument besticht. Es kann sogar noch verschärft werden, indem nicht nur die Laus am Rosenstock, sondern auch die Reblaus im Weinberg betrachtet wird. Diese hat eine prekäre Geschichte. Die Reblaus stammt aus Nordamerika, wurde durch die Einfuhr infizierter Reben seit der 2. Hälfte des 19. Jh.s in fast alle Weinbaugebiete der Welt verschleppt und richtete global massiven Schaden an. Sie zerstörte zwischen 1865 und 1885 große Teile der französischen Weinanbaugebiete und schädigte die dortige Landwirtschaft erheblich. Sie fraß sich durch die Reben im Mosel-Saar-Ruwer-Gebiet, im Rheingau und in vielen weiteren Weinbergen und zerstörte nicht nur die jeweilige Ernte, sondern in Form der Wurzelreblaus sogleich die gesamte Rebe. Ganze Kulturlandschaften standen vor dem Aus. Es folgten massive Maßnahmen zur Eindämmung der Laus wie mechanische Verfahren, Einfuhrverbote, Chemieeinsatz, Züchtung reblausresistenter Unterlagssorten. Trotz aller Bemühungen rund um den Globus, die Reblaus auszurotten, konnte diese sich tapfer halten. Die Blatt-Reblaus nahm im Dürrejahr 2018 in Deutschland sogar zu (Frankfurter Rundschau 2019). Die Reblaus erwies sich allen widrigen Bedingungen gegenüber als besonders resilient.

Das kommt aber nicht in den Blick, wenn unter Resilienz nur das Wünschenswerte gefasst wird, das es zu steigern gilt. Zusammenfassend stellt Weller fest:

„Das positiv besetzte Modewort ‚Resilienz‘ vermittelt Hoffnungen und Versprechen auf unbestreitbar gute Phänomene und Systeme, verschleiern damit aber normative Unsicherheiten und potenzielle Umstrittenheit, lenkt ab von ethischen Dilemmata und gehört mit seinen Scheinlösungen und Stabilisierungsperspektiven zu einem postmodernen Konservatismus, dessen verheißungsvoller Schönheit wir (selbst-)kritisch begegnen sollten“ (Rungius und Weller 2016).

Unerwünschte Resilienz wird aus dem Diskurs ausgeschlossen. Dieser Ausschluss hat zur Folge, dass die Resilienz, die nach dem Ausschluss im Fokus steht, unhinterfragt als schützenswert und förderfähig gilt. Sie scheint sakrosankt zu sein. Ob die Steigerung der Resilienz dieses einen Systems die Resilienz eines anderen reduziert, steht nicht zur Debatte. „Und im Zusammenhang der Resilienz des einen scheint es nicht mehr erforderlich, sich auch mit den nicht-intendierten Konsequenzen der Resilienz-Steigerung dieses einen für andere Systeme zu beschäftigen.“ (ebd.) Damit werden die wechselseitigen Wirkungen zwischen Systemen nicht ausreichend erfasst.

Im Fall der Rose mag das Interesse an der Resilienz der Laus nicht besonders hoch sein, wie Rungius und Weller vermuten. Bei der Reblaus müsste es jedoch anders sein. Zu erwarten wäre ein Interesse an ihrer Resilienz, weil es gilt, sie zu reduzieren. Aber Resilienz ist in rein positiver Bestimmung per se etwas, das erhöht werden soll. Daher werden mögliche Schädwirkungen von Resilienz, wie sie die Reblaus im Weinberg verkörpert, im Diskurs exkludiert. Die Reblaus kann nicht resilient sein, weil sie schädlich ist. Aber vielleicht macht ausgerechnet dieser Schaden sie so resilient?

1.1.4 Resilienz – „Hammerzauberwort“ oder prekäre Macht? Eine Problemanzeige

Die Verbreitung des Resilienzbegriffs erfolgte rasch und mit großem Enthusiasmus. Aber spätestens seit 2010 werden immer mehr kritische Stimmen laut, die blinde Flecken und Sackgassen markieren, vor bestehenden Gefahren warnen und eine Missbrauchsanfälligkeit ausmachen. Der Resilienzdiskurs hat ein Problem damit, dass der Begriff auch in die bildungsnahe Alltagssprache einging und geradezu inflationär gebraucht wurde. *Irgendwie* scheint es *überall* um Resilienz zu gehen. Karina Becker und Stefanie Graefe beschreiben in ihrer Einleitung zum Sammelband „Mit Resilienz durch die Krise?“ Resilienz als „Krisenbewältigungsmodus der Gegenwart“, der durchaus mit kritischem Blick zu betrachten sei (Becker und Graefe 2021, 7). Cornelia Richter konstatiert eine „zunehmend kritische[n] Rezeption des Resilienzbegriffs [...], die vor allem von sozial- und politikwissenschaftlichen Untersuchungen getragen ist“ (Richter 2017, 10).

Dabei eröffnet die DFG-Forschungsgruppe „Resilienz in Religion und Spiritualität. Aushalten und Gestalten von Ohnmacht, Angst und Sorge“ (2019–2023)⁹ unter Leitung von Richter eine Perspektive, die auch aus vulnerabilitätstheoretischer Sicht interessiert. Die Forschungsgruppe verweist zunächst darauf, dass noch keine einheitli-

9 Zur „DFG-FOR 2686“ siehe <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/348851031?language=de>.

che Definition des Schlüsselbegriffs gefunden sei,¹⁰ und führt weiter aus:

„Zweitens ist der Resilienzbegriff ebenso ein Sehnsuchtsbegriff wie es manch religiös-spirituelle Vorstellungen sind: Scheint Resilienz doch eine Art Schutzmantel bieten zu können, der sich mit ein wenig Training leicht anziehen lässt, um dann vor Krisen jeglicher Art zu schützen. Resilienz in diesem Sinne scheint ein probates Mittel zu sein, um von einer Krise zwar vielleicht tangiert, aber nicht berührt und verändert zu werden.“ (Richter und Geiser 2021, 18)

Das Bindeglied zwischen Resilienzdebatten und Religionen besteht aus expliziten oder impliziten Heilsversprechen. Der Sozialwissenschaftler und Psychologe Tom Levold weist ausdrücklich auf die „Erlösungskomponente“ (Levold 2012, 235) des Resilienzbegriffs hin. ‚Erlösung‘ wiederum ist ein Schlüsselbegriff von Religionen, beispielsweise im Christentum. Der Wunsch, der der Verwendung religiöser oder spiritueller Begriffe im säkularen Resilienzdiskurs zugrunde liegt, ist verständlich. Denn Menschen leben in einer Welt, die von Unheil gezeichnet ist, wo sie Verletzungen aller Art erleiden und mit den eigenen Verwundbarkeiten konfrontiert werden. Menschen hoffen auf Heilung, die an jenes Heil rührt, dessen Versprechen zum Markenkern religiöser Gemeinschaften gehört; auch wenn diese Versprechen wahrlich nicht immer eingelöst wurden. Eine kritische Rezeptionslinie der Resilienz beleuchtet daher die Tendenz, mit dem Resilienzdiskurs an religiöse oder spirituelle Heilsversprechen anzuschließen. So kritisiert Richter den „Sehnsuchtsbegriff“, die Sozialethiker Markus Vogt und Martin Schneider warnen vor dem „Zauberwort Resilienz“ (Schneider und Vogt 2016a). Aus Sicht der Pastoralpsychologie heißt es: „Resilienz ist ein säkulares Konzept der postmodernen Stressgesellschaft mit Anleihen bei den ursprünglichen Heilsversprechen der Religionen.“ (Jacobs und Oel 2021) Damit stehen Resilienzdebatten in einer ähnlichen Gefahr wie Religionen: die Heilsversprechen, mit denen sie arbeiten, können *utopisch* formatiert sein, indem sie das Blaue vom Himmel zusagen, das jedoch per se nicht eingelöst werden kann. Der Phi-

10 Richter und Geiser stellen fest, dass es „trotz jahrzehntelanger interdisziplinärer und internationaler Forschung noch immer nicht gelungen [ist], eine einheitliche Resilienzdefinition zu finden – was auf die Komplexität des Phänomens schließen lässt“ (Richter und Geiser 2021, 18; s. auch Brand und Jax 2007).

losoph Jan Slaby spricht daher von „neokonservativen Wunschträumen“ (Slaby 2016, 273). Das Wort ‚U-topie‘ bedeutet ‚Nicht-Ort‘.

Dabei sind utopisch formatierte Resilienzansätze in sich selbst widersprüchlich, wie Slaby in seiner „Kleinen Bildkritik der Resilienz“ (ebd. 275–277) aufzeigt. Auf der einen Seite hört sich Resilienz traumhaft an. Auf der anderen Seite bringt die Ikonografie der Resilienz eine Landschaft ins Bild, die eher lebensfeindlich ist und Vereinsamung produziert: „Zentrales Motiv ist eine karge, lebensfeindliche Landschaft, in der einsam ein karges Pflänzchen sprießt.“ (ebd. 275) ‚Gedeihen trotz widriger Umstände‘ lautet zwar der Leitsatz, aber das Gedeihen erscheint ikonografisch eher kläglich. Auch die Resilienzmetapher „Flourishing under fire“ (Ryff und Singer 2003, Titel) lässt nicht nur Gutes ahnen. Wer möchte schon unter Beschuss geraten? Diese Problematik wird in Resilienzansätzen jedoch häufig nicht thematisiert. Als utopisches Heilsversprechen gefasst, führt Resilienz die *Chancen* vor Augen, ohne die Gefahren oder die zu bringenden Opfer zu thematisieren. „So ist leicht festzustellen, dass Resilienz [...] grundsätzlich und ausschließlich als positiver Wert firmiert, dessen Steigerung nicht nur allgemein wünschenswert ist, sondern auch das Ziel professioneller Aktivitäten sein sollte.“ (Levold 2012, 236)

Kritische Resilienzforschung wirkt dem entgegen. Sie verwahrt sich gegen eine rein positive Fassung des Schlüsselbegriffs, der auf diesem Weg zu einem utopischen Heilsbegriff wird. In Bezug auf eine solche utopische Formatierung von Heilsbegriffen hat wiederum die Theologie eine entscheidende Perspektive einzubringen, denn dieses Problem ist ihr bestens vertraut. Lange Zeit versuchte die Theologie selbst, ihre Schlüsselbegriffe rein positiv und somit normativ zu bestimmen und alles, was dem widersprechen könnte, als nicht zu diesem Begriff gehörig auszugrenzen. Beispielsweise wurde ‚die katholische Kirche‘ als Ort des Heils schlechthin bestimmt, die allein über die Heilsrituale der Sakramente verfügt – andere Religionsgemeinschaften oder gar säkulare Gruppen könnten demnach niemals an die Heilsbedeutung der Kirche heranreichen.

Dann aber wurde in den USA ab 2002, in Deutschland ab 2010 öffentlich sichtbar, dass die katholische Kirche mit Missbrauch und Vertuschungsvulneranz ein Ort von Menschenrechtsverbrechen ist. Ihre exklusive Rede vom Heil diene dazu, das kirchlich erzeugte Unheil zu verdecken. Das Sakrament der Beichte erwies sich als

vulnerante Machtpraxis (Engels 2021). Die Problematik betrifft viele, wenn nicht alle Grundbegriffe der Theologie: die Rede von ‚Gnade‘ kann die Gnadenlosigkeit von Tätern und Vertuschern tarnen; die überschwängliche Rede von ‚Gastfreundschaft‘ kann dazu dienen, Missbrauchstäter der Justiz zu entziehen und ihnen mittels ‚Rattenlinien‘ Unterschlupf im Ausland zu ermöglichen (Keul 2023b); die Rede von ‚Erwählung‘ kann darauf zielen, ein Übermaß an Opfern zu verlangen und Menschen damit zu victimisieren (Keul 2024c).

Die Theologie muss gegenwärtig der Versuchung widerstehen, jetzt, nachdem ihre eigenen Begriffe sich als hoch ambivalent erwiesen haben, auf säkulare Begriffe wie Resilienz auszuweichen, die dieselbe Problematik bergen, solange ihre Bestimmung rein positiv bleibt. Den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, löst die Vulneranzgefahr nicht. Aber weil diese Erkenntnis der Theologie über sie hinaus relevant ist, kann die Theologie sie in den Resilienzdiskurs einbringen: Die ausschließlich positive Bestimmung von Schlüsselbegriffen ist nicht nur verharmlosend, sondern sogar gefährlich. Sie begünstigt Missbrauch und verschleiert destruktive Machtwirkungen.¹¹ Weil mit Resilienz Heilsversprechen verbunden sind, ist davon auszugehen, dass diese Problematik auch in Resilienzdebatten wirksam ist. Daher stellt sich die grundlegende Frage: Inwiefern verdeckt eine rein positive Bestimmung der Resilienz eine Vulneranz, die umso stärker wirken kann, je stärker die einseitige Begriffsbestimmung erfolgt?

Dieser Frage nachzugehen und damit eine Entzauberung des Resilienzbegriffs zu betreiben, gehört zur Aufgabe kritischer Forschung. Daher befragt der Diskurs die Konstituierung des Begriffs als utopischer Heilsbegriff auf seine Machteffekte hin. Die Theologin Saskia Wendel betrachtet Resilienz als „Diskursive, machtbesezte und performative Körperpraxis“ (Wendel 2017, Titel). Mit Bezug auf Friedrich Nietzsche und Michel Foucault geht sie der Biomacht im Resilienzdiskurs nach: „Setzt man sich mit Resilienz auseinander, gehört folglich die Kritik von mit ihr verknüpften Machtdispositiven

11 Dies gilt auch von der Gerechtigkeit. In seiner Studie über die Rache stellt Fabian Bernhardt die Frage: „Müssen wir nicht vielmehr den Gedanken akzeptieren, dass die Gerechtigkeit selbst eine dunkle Seite hat, eine, die wir nur mit Widerwillen akzeptieren können und durch die sie auf unauflösliche oder, wie Walter Benjamin sagen würde, ‚schicksalhafte‘ Weise mit der Gewalt verknüpft bleibt?“ (Bernhardt 2021, 329).

wesentlich hinzu. [...] Inwiefern sind Resilienzfaktoren Machtfaktoren – oder vielleicht gerade auch nicht?“ (ebd. 142)

Weil utopische Heilsversprechen auch im Resilienzdiskurs eine Vulneranzgefahr bergen, braucht es eine Schärfung des Begriffs im wissenschaftlichen Sinn, d.h. als Werkzeug zur Analyse von Machtdynamiken sowie zur Debatte ethischer Fragen, die mit Vulnerabilität, Vulneranz und Resilienz einhergehen. Slaby beschreibt solche Machteffekte, wenn er kritisch anmerkt: „Resilienz heißt, individuell oder systemisch gerüstet zu sein für jene Krisen und Katastrophen, deren vorausschauende Vermeidung durch politische Initiativen nicht länger auf der Agenda stehen.“ (Slaby 2016, 274)

Je mehr sich der Resilienzbegriff in Wissenschaft und Alltagssprache etabliert, desto deutlicher treten Forschungsdesiderate zutage.

„Es wäre eine Forschungsaufgabe erstens Ranges, diskursanalytisch danach zu fragen, wie der Begriff genau zur Bezeichnung welcher Phänomene als analytische Kategorie entstanden ist, sich durchgesetzt hat und schließlich in immer weiteren Feldern Verwendung findet. [...] In ideologiekritischer Hinsicht müsste zudem danach gefragt werden, mit welchen Interessen der Aufstieg des Begriffs verbunden ist, welche verdeckten Machtaspekte für die Karriere des Begriffs eine Rolle spielen und in welchem Beziehungsgeflecht von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft der Begriff durchgesetzt wurde.“ (Imbusch 2015, 260f)¹²

Wo Wissenschaften der Spur der Macht folgen, wirken sie der Vulneranzgefahr entgegen, die wegen der breiten Verortung des Begriffs in alltäglichen Kontexten besonders hoch ist.

1.1.5 Neoliberale Machtzugriffe – Resilienz als Herrschaftstechnik und das Resilienzparadox

Bereits in den 1970er Jahren bewegte sich der Resilienzdiskurs in prekären Feldern der Macht.

„Eines der ersten Felder, auf denen das Konzept der Resilienz ins Spiel gebracht wurde, war die Diskussion um industriepolitische und infrastrukturelle Entwicklungen. Symptomatisch dafür kann Hollings

12 Dass Resilienzdebatten einem Dualismus von Ohnmacht und Allmacht verfallen können, beschreibt die Sicherheitsforscherin Myriam Dunn Cavelty und macht hieran das Resilienzparadox fest (Cavelty 2013).

Auseinandersetzung mit dem damaligen Doyen der deutschen Atomindustrie, Wolf Häfele, in den 1970er Jahren stehen. Häfele versuchte, das Konzept der Resilienz zu nutzen, mit dem Argument, dass die durch Atomenergie auf stabilem Niveau gewährleistete Absicherung der Energieversorgung eine Ressource für eine resiliente Entwicklung der Gesellschaft darstellen würde. Holling lehnte diese Deutung ab. [...] von Resilienz sollte nur dann gesprochen werden, wenn mit diesem Wandel ein Lernen durch ‚*trial and error*‘ möglich bleibe“ (Blum et al. 2016, 166).

Ökonomien und Politiken greifen auf Resilienzdebatten zu, was sich wegen der Tragweite des Vorgangs nur als Machtzugriff erfassen lässt. In ökonomischen und politischen Auseinandersetzungen wird der Resilienzbegriff bei konkurrierenden Resilienzen einzelner Personen, bestimmter Gruppen oder Gesellschaften strategisch eingesetzt (Kemmerling und Bobar 2018). Die neoliberal propagierte Resilienz spielt hierbei eine zentrale Rolle. Zu ihrer Kritik der Resilienz als „Wellness- und Sehnsuchtsbegriff“ merkt Cornelia Richter an, dass „dessen neoliberales Optimierungspotential neben der Ökonomie auch die Politik mit großem Interesse zur Kenntnis genommen hat.“ (Richter 2017, 11) Die neoliberal propagierte Resilienz stellt ein Problem dar, das bereits breit diskutiert wurde und wird. Demnach soll die Vulnerabilität arbeitender Menschen in der globalisierten Arbeitswelt gesenkt werden, um ihre Resilienz zu steigern; aber nicht, damit es den Menschen besser geht, sondern damit ihnen noch mehr Lasten auferlegt werden können. So wird die Förderung von Resilienz zur persönlichen Pflicht. Um mithalten zu können, werden ständige Leistungssteigerung und Selbstoptimierungen notwendig. Statt die Arbeitsbedingungen zu verbessern und höhere Löhne zu zahlen, werden Kurse zum Training der Resilienz angeboten und müssen auch genutzt werden. Längere Arbeitszeiten, niedrigere Löhne, schlechtere Schutzmaßnahmen – wer besonders resilient ist, kann auch besonders widrige oder sogar widerwärtige Arbeitsbedingungen aushalten. Und im Zuge der Globalisierung gibt es immer Menschen, die noch resilienter zu sein versprechen als diejenigen, die gerade in einem Unternehmen tätig sind.

„Das resiliente Subjekt [...] ist auf alles gefasst, es kommt mit dem Schlimmsten, das ihm zustößt, noch irgendwie zurecht, es verfügt über ein hohes Maß an Widerstandskraft und ist fähig und willens, sich immer wieder an neue Gegebenheiten anzupassen, wie trostlos oder

lebensfeindlich diese sein mögen. Das resiliente Subjekt verzagt nicht, es macht weiter, unerbittlich – *come what may*.“ (Slaby 2016, 274)

„Der neue Imperativ der Resilienz“¹³ macht diese zu einer effektiven Herrschaftstechnik. Welche destruktive Kraft hierin liegt, führt der Sammelband „Verletzungspotenziale. Kritische Studien zur Vulnerabilität im Neoliberalismus“ vor Augen. Er untersucht die Polariät von „Optimierung und Vulnerabilität“, die „in einem prekären Wechselverhältnis“ zueinander stehen (Burghardt und Krebs 2022b, 12), und richtet den Blick „insbesondere auf die vulnerablen Schattenseiten des Optimierungsregimes“ (ebd. 13). Im Spannungsfeld von Vulnerabilität und Resilienz entsteht ein ‚Resilienzparadox‘: die Förderung von Resilienz stabilisiert „genau jene Verhältnisse, an deren prekärem Zustand sich das Bedürfnis nach Resilienz entzündet“ (Gebauer 2017, 21; s. auch Helmreich 2024). In diesem Fall erhöht die Resilienzförderung die Vulnerabilität, statt sie abzusinken. Das Perfide am neoliberalen Machtzugriff liegt darin, dass die Vulneranz billigend in Kauf genommen oder sogar angestrebt, aber hinter einem positiv besetzten Begriff verborgen wird und deswegen mit verstärkter Macht auf Menschen zugreift. Von Betroffenen wird verlangt, dass sie die Vulneranz, die das System mit widrigen Arbeitsbedingungen gegen sie wendet, freiwillig gegen sich selbst richten. In der Soziologie behandeln insbesondere Karina Becker und Stefanie Graefe diese Problematik (Graefe 2019; Becker und Graefe 2021).¹⁴ Im Blick auf Arbeits- und Gesundheitsschutz bringt es Becker auf die Kurzformel: „Individuelle Anpassung statt kollektiver Widerstand“ (Becker 2021, Titel). Wer scheitert und unter die Räder globaler Ökonomien gerät, hat es allein sich selbst zuzuschreiben: *Du warst nicht resilient genug*.

13 Mit „Der neue Imperativ der Resilienz“ (Fraunhofer-Gesellschaft 2021, 5) überschreibt die „Fraunhofer Gesellschaft“ einen Punkt ihres Grundsatzpapiers „Resilienz von Organisationen, Infrastrukturen und anderen komplexen Systemen“, ohne auf die Gefahr solcher Machtzugriffe hinzuweisen. „In einer komplexen, von Unsicherheit geprägten Welt lassen sich nicht alle Risiken frühzeitig identifizieren, *Schocks sind unvermeidbar*. Resiliente Systeme sind jedoch in der Lage, solche Schocks zu absorbieren, ihre Kernfunktionalitäten aufrechtzuerhalten bzw. schnell wiederherzustellen [...] sowie sich an veränderte Umweltbedingungen anzupassen“ (ebd.).

14 Besonders aufschlussreich ist Graefes Ansatz mit dem Kapitel „Die normative Kraft des Unglücks“, wo sie Foucaults Ansatz der Gouvernementalität im Neoliberalismus mit dem Resilienzdiskurs verbindet (Graefe 2019, 152–159).

Die Verantwortung, mit widrigen Bedingungen zurechtzukommen, wird mittels Selbst- und Menschenführung auf das Individuum verlagert. In einer krisengeschüttelten Welt wird flexible Anpassungsfähigkeit gefordert, so dass ‚resiliente Subjekte‘ auch in unsicheren, gefährlichen Zeiten glücklich, gesund und erfolgreich leben können. Slaby stellt heraus, dass damit zugleich die soziale und politische Handlungskompetenz bewusst eingeschränkt wird. Wer vollauf damit beschäftigt ist, sich um die eigene Resilienz zu kümmern, schließt sich demnach keiner Gewerkschaft an und engagiert sich nicht in sozialen oder politischen Bewegungen, denn das ist anstrengend und fordert Ressourcen, die anderswo gebraucht werden. „Insbesondere hat das resiliente Subjekt jegliche politische Handlungsfähigkeit und politische Fantasie preisgegeben.“ (Slaby 2016, 274) Weil sich hier ein systemisches Problem zeigt, nennt Slaby dies „das neoliberale Resilienz-Dispositiv“ (ebd. 294). Dieses Dispositiv reduziert die Handlungsfähigkeit der Betroffenen, obwohl es das Gegenteil behauptet: „Resilienz privilegiert eindeutig das nackte gegenüber dem tätigen Leben“ (ebd. 289).¹⁵

Der Machtzugriff der Resilienz kann sich im Persönlichen genauso wie in sozialen Kontexten und politischen Systemen ereignen. Auch hier erfolgt eine Verlagerung der Verantwortung vom größeren Ganzen wie der Gesellschaft oder dem Staat auf die Zivilgesellschaft und damit wiederum auf die Individuen (vgl. Karidi et al. 2018b, 7). Slaby nennt exemplarisch den Gesundheitsbereich und verweist auf die „American Psychological Association (APA)“. Der Vereinigung geht es um die besondere Not von Kindern im Krieg, und sie empfiehlt:

„The good news is that, just as your child learns reading or writing, he or she can learn the skills of resilience – the ability to adapt well in the face of adversity, trauma, tragedy, threats or even significant sources of stress.“ (APA 2023)

Der siebte von zehn Tipps zur Resilienzförderung von Kindern durch ihre Eltern lautet: „Tell children that they will be all right.“ (ebd.) Die etwas vollmundig beworbene Resilienz endet spätestens

15 Eine ähnliche Kritik der Resilienz bringt die Pädagogik vor: „Resilienzförderung ist daher die reaktionäre Antwort auf eine Erziehung zur Leidensfähigkeit“ (Borst 2015, 77).

dort, wo Bomben und Waffen aller Art das Leben von Kindern auslöschen. „Resilience is a journey“, heißt es in dem Praxispapier weiter. Das mag stimmen. Aber in Kriegen endet manche Reise als Todesmarsch. Die ideologische Instrumentalisierung der Resilienz ist auch im militärischen Bereich eine Gefahr. Kriegsführende Institutionen haben ein besonders Interesse daran, die Resilienz von Soldat*innen, aber auch der Bürger*innen (Kaufmann 2015) zu fördern. Militärische Einrichtungen wollen ihre Soldat*innen besonders resilient machen, weil diese nur so effektiv und lange einsetzbar sind. Wer nicht *resilient* ist, ist nicht *kriegstüchtig*. Das Vulneranzproblem eines utopisch formatierten Resilienzbegriffs zeigt sich im Krieg besonders vielfältig. Wird Resilienz utopisch formatiert,¹⁶ indem sie in die Nähe der Unverwundbarkeit gerückt und somit als erreichbar behauptet wird, droht das Konzept zynisch zu werden.

1.1.6 Vulneranz – warum die Resilienz- die Vulnerabilitätsforschung braucht

Der Resilienzbegriff erfuhr in den letzten Jahren viel Kritik. Eine Möglichkeit, auf die Problematik zu reagieren, liegt darin, den Begriff fallenzulassen und sich auf andere Schlüsselbegriffe zu konzentrieren. Diesen Weg wählten die Gewaltforscher Bad Evans und Julian Reid, indem sie sich spektakulär aus dem Resilienzdiskurs verabschiedeten. Sie argumentieren mit der allumfassenden Erschöpfung, in die die Resilienz führt. „Its nihilism is devastating. Its political language enslaving. Its modes of subjectivity lamenting. And its political imagination notably absent. That is why we have decided [...] to never write, publicly lecture or debate the problematic again.“ (Evans und Reid 2015, 4)

Dass eine so harsche Kritik aus der *Gewaltforschung* kommt, verwundert aus vulnerabilitätstheoretischer Sicht nicht. Denn eines der größten Probleme des rein positiven Resilienzbegriffs liegt darin, dass er mögliche Schadwirkungen der Resilienz gar nicht erst in Betracht zieht. Dass Resilienz sogar dadurch erzielt und gesteigert

16 Wenn die Frage gestellt wird: „Resilience: New Utopia or New Tyranny?“ (Béné et al. 2012), so wäre weiter zu fragen, wie das Eine mit dem Anderen zusammenhängt. Utopien haben im Lauf der Geschichte immer wieder in Gewaltexzesse geführt.

werden kann, dass Menschen gegeneinander gewaltsam sind, wird per definitionem ausgeschlossen, obwohl es – wie es im Folgenden aufgezeigt wird – in der Realität häufig der Fall ist. Der neoliberale Machtzugriff auf Arbeitnehmer*innen und die Problematik der Resilienz im Krieg verweisen bereits darauf, dass Resilienz eine Vulneranzgefahr inkludiert. Diese reelle Gefahr wird jedoch nicht gebannt, indem das Wort vermieden und gegen ein anderes ausgetauscht wird. Aus diesem Grund geht die vorliegende Studie einen anderen Weg als Evans und Reid.

Bei aller berechtigten Kritik sollte nicht aus dem Blick geraten, dass gesellschaftliche und wissenschaftliche Resilienzdebatten auf eine Herausforderung reagieren. Wer von Krisen und Katastrophen am stärksten betroffen ist und soziale Ausgrenzung, Krieg, Verlust geliebter Menschen, schwere Krankheiten, sexuelle Gewalt, Flut-, Sturm oder Feuerkatastrophen erleidet, strebt danach, trotzdem mit dem Leben zurecht zu kommen und so gut wie möglich zu leben. Die Forschungen dazu einzustellen oder Projekte der Resilienzförderung zu streichen, weil der Begriff einseitig oder missbräuchlich verwendet wird, würde Betroffenen einen Bärendienst erweisen. Wäre es nicht besser, den Begriff in seiner Einseitigkeit zu verändern und Forschung und Förderung differenzierter zu betreiben?

Außerdem ist zu bedenken, ob es überhaupt einen Begriff geben kann, der alternativ verwendbar wäre, weil er die Vulneranzgefahr ausschließt. Wenn der Einwand aus der Theologie zur rein positiven Bestimmung von Begriffen stimmt – und davon gehe ich aufgrund meiner Forschung aus –, so besteht diese Möglichkeit schlichtweg nicht. Greift man zu einem anderen Begriff, der angeblich keine destruktiven Machtwirkungen haben kann, so wird sich über kurz oder lang dieselbe Problematik einstellen. Die Vulneranzgefahr wird per definitionem ausgeschlossen, der alternative Begriff wird zum Heilsbegriff und verdrängt damit die Vulneranzgefahr, die er dennoch birgt.

Ein Beispiel belegt die Problematik. Im englischsprachigen Raum wird gern der Begriff ‚empowerment‘ verwendet. Aber die deutsche Sprache zeigt aufgrund ihrer Geschichte, wo hier die Vulneranzgefahr steckt. Die Übersetzung des englischen Begriffs müsste ‚Ermächtigung‘ heißen. Dies erinnert an das fatale „Ermächtigungsgesetz“ vom 24. März 1933, das die Gewaltenteilung und damit die Demokratie aushebelte. Die Möglichkeit, dass mit ‚empowerment‘

die Falschen gefördert werden, also jene Kräfte, die Vulneranz potenzieren, kann nicht per definitionem aus der Realität ausgeschlossen werden. Daher bedeutet es ein Ausweichen vor der Problematik, wenn statt ‚Ermächtigung‘ das eingedeutschte ‚Empowerment‘ verwendet und erwartet wird, dass die Vulneranzproblematik damit gelöst sei. Auch Autokraten und Diktatoren betreiben untereinander Empowerment. Aus demokratischer Sicht lässt sich daran nichts Erstrebenswertes erkennen.

Aufgrund der Resilienzproblematik einfach zu einem anderen Begriff zu greifen, erscheint daher nicht zielführend. Die inflationäre Verwendung des Begriffs im Alltag und die diverse Anfälligkeit für Machtzugriffe kann jedoch als wissenschaftliche Herausforderung begriffen werden. Am Beginn der Debatten standen empirische Untersuchungen, die ‚Resilienz‘ als Analysebegriff für überraschende Phänomene gebrauchte. Die Popularisierung des Begriffs und die Ausschließung seiner Vulneranzgefahr führten zu seiner Verwendung als eine Art Heilsbegriff. Nun stellt sich die Frage: Wie wird aus einem „Hammerzauberwort“ wieder ein wissenschaftlicher Analysebegriff, der in seiner Differenzierung dazu beiträgt, komplexe Sachverhalte besser zu verstehen? Darüber hinaus regt die Problematik zu einer Wertediskussion an, die gesellschaftlich erforderlich ist (vgl. Meyen und Vogt 2018, X). Was will eine Gesellschaft erhalten oder bewahren, zum Beispiel im Blick auf Biodiversität und Lebensräume, die auch für Menschen *lebenswert* sind? Zu welchen Opfern ist eine Gesellschaft hierzu bereit, falls dies notwendig sein sollte, und wer soll diese Opfer bringen? Demnach steht eine Weiterentwicklung des Begriffs an, die sowohl die Analysefähigkeit stärkt als auch eine „Verschleierung des Normativen“ (Rungius et al. 2018, 50) überwindet und damit die Wertedebatte voranbringt. Der Weg des Resilienzbegriffs führt demnach aus Wissenschaftsdiskursen in die Alltagssprache und von dort in Wissenschaftsdiskurse zurück.

Dabei sollten Wissenschaften generell mit der Ambivalenz von Begriffen rechnen und gezielt neben den positiven auch jene Machtwirkungen offenlegen und genauer analysieren, die in gesellschaftlichen, politischen, religiösen Diskursen verdeckt sind und damit gefährlich werden. Wie im folgenden Kapitel (1.2) gezeigt wird, kann eine stärkere Verbindung der Resilienz- zur Vulnerabilitätsforschung hier weiterführen. Um die Komplexität von Resilienzprozessen zu erfassen, ist ihr Verhältnis zu Vulnerabilität und Vulne-

ranz aufschlussreich. Die Resilienzforschung braucht die Vulnerabilitätsforschung, damit sie nicht selbst zum willkommenen Instrument neoliberaler oder anderer ökonomischer, politischer, religiöser Machtzugriffe wird. Welche Verwundbarkeiten entstehen erst neu durch konkrete Maßnahmen, die der Förderung bestimmter Resilienzen dienen sollen? Wo entsteht aus Vulnerabilität Vulneranz, die zwar die Einen resilienter, Andere hingegen vulnerabler macht? Die Machtwirkungen der Resilienz müssen in Verbindung mit anderen Parametern untersucht werden.

Dass der Vulnerabilitätsforschung hierbei eine besondere Rolle zukommt, liegt daran, dass eine rein positive Bestimmung des Resilienzbegriffs mit einer rein negativen Bestimmung des Vulnerabilitätsbegriffs zusammenhängt. Beide bilden miteinander eine binäre Codierung. Erst wenn diese Codierung überschritten wird, indem Vulneranzeffekte der Resilienz sowie der Vulnerabilität zu einem Schlüsselthema der Forschung werden, kann die Komplexität des menschlichen Lebens in all ihrer Ambivalenz erfasst werden. Dann führen Resilienzkonzepte nicht mehr zu unrealistischen Machbarkeitsvorstellungen und Allmachtsfantasien. Aber zur Beantwortung der Frage, wie die binäre Codierung überschritten werden kann, braucht es zunächst einen genaueren Blick auf die korrespondierende Größe, den Vulnerabilitätsdiskurs.

1.2 Vulnerabilität – eine Unheilsdrohung?

Die geistes- und sozialwissenschaftliche Wende im Vulnerabilitätsdiskurs

Dass alles menschliche Leben vulnerabel ist (*conditio humana*), ebenso wie alles nicht-menschliche Leben, ist unbestreitbar. Sogar nicht-lebendige Systeme werden heute etwa im IT-Bereich selbstverständlich als vulnerabel bezeichnet. Zugleich ist Vulnerabilität mehr als ein Faktum, denn sie stellt eine Macht dar, die häufig unterschätzt wird. ‚Vulnerabilität‘ als *Möglichkeit* von Verwundungen fordert zum Handeln auf, denn sie stellt vor die Frage, wie die *tatsächliche* Verwundung verhindert werden kann; oder auch, wie im Fall der Feindschaft, wie eine solche Verwundung herbeigeführt werden kann. Weil es um Potenzialität geht, ist Vulnerabilität handlungsproduktiv. Sie eröffnet Handlungsräume und setzt eine Vielzahl

von Praktiken in Gang. Vulnerabilität hat, wie ich es nenne, „Agency-Potenzial“ (Keul 2021c, 95–100). Was kann getan werden, um eine mögliche Verwundung zu verhindern oder zu befördern? Mit dieser Frage treten zwei Handlungsstränge hervor, die im Verlauf der Studie näher analysiert werden: Vulnerabilität kann dazu führen, dass Menschen sich solidarisch zeigen und einander in den Verwundbarkeiten ihres Lebens beistehen. Sie kann aber auch Aggressivität fördern und explosive Vulneranz initiieren.

Um zu erfassen, was Vulnerabilität bedeutet und welchen Stellenwert sie in der Forschung einnimmt, gibt das folgende Kapitel Einblick in Genese und Bedeutung des interdisziplinären Vulnerabilitätsdiskurses. Es komprimiert und aktualisiert den 1. Teil meiner Forschungsstudie „Schöpfung durch Verlust I“: „Die unerhörte Macht menschlicher Verwundbarkeit. Erkenntnisse, Entwicklungen und ‚la part maudite‘ der Vulnerabilitätsforschung“ (Keul 2021b, 9–115), die hybrid verfügbar ist. In der Studie beschreibe ich Vulnerabilität auf unterschiedlichen Ebenen. Sie ist

- „sachlich: die Offenheit an einer Stelle, wo sie zunächst nicht sein sollte, weil der Fluss des Lebens oder das Funktionieren des Systems gefährdet wird – was sich im Nachhinein oder aufs große Ganze gesehen als Vorteil entpuppen kann;
- sprachlich: eine Metonymie, die mittlerweile in diversen Bereichen des Lebendigen und Nicht-Lebendigen Anwendung findet – auch Landschaften werden heute auf ihre Vulnerabilität hin erforscht;
- machtanalytisch: eine diskursiv-konstituierte Realität, deren Wirkungen das gesamte menschliche Leben durchziehen: persönliche Beziehungen, soziale Dynamiken, politische Strukturen, kulturelle Praktiken, religiöse Institutionen.“ (Keul 2021b, 2)

1.2.1 Die Entdeckung eines Zukunftsbegriffs und sein Weg durch die Wissenschaften

Parallel zur Resilienz – und zunächst nur punktuell mit diesem Nachbardiskurs verbunden – entwickelte sich ‚Vulnerabilität‘ in den letzten Jahrzehnten zu einem neuen Schlüsselbegriff der Forschung. Den Auftakt zum interdisziplinären Diskurs setzten die Natur- und Lebenswissenschaften. Zwar wussten Menschen schon immer, dass

sie vulnerabel sind, und entwickelten Strategien, um damit umzugehen. Aber erst punktuell im 19. Jh., dann verstärkt seit den 1970er Jahren, rückte ‚Vulnerabilität‘ in den Mittelpunkt von Forschungsinteressen. „Der begriffliche Ursprung von Vulnerabilität wird in der Medizin verortet. Bereits im 19. Jahrhundert ist der Vulnerabilitätsbegriff in medizinischen Lehrbüchern zu finden.“ (Burghardt et al. 2017, 20) Demnach ist das deutsche Wort ‚Vulnerabilität‘ ebenso wie das englische ‚vulnerability‘ und das französische ‚vulnérabilité‘ vom Lateinischen ‚vulnus‘ abgeleitet. Medizinisch bezeichnet es die Störanfälligkeit des Körpers, die das Funktionieren beispielsweise von Organen beeinträchtigt. Der Medizin geht es nicht nur darum, Wunden zu heilen, sondern sie fragt auch danach, mit welchen präventiven Maßnahmen Wunden verhindert werden können, wie durch eine Verbesserung der Hygiene bei Operationen oder durch Impfungen. Der Blick weitet sich von der Wunde auf die Vulnerabilität, so dass sich der Medizin ganz neue Forschungs- und Handlungsfelder eröffnen.

Ein weiterer, allerdings schwächerer Strang in der Genese des Diskurses liegt im Militär. Der Umwelt- und Klimahistoriker Dominik Collet verweist auf die US-Militärforschung der 1940er Jahre, als das Bombenkommando der Vereinigten Staaten ein Großforschungsprojekt „Strategic Bombing Surveys“ initiierte und damit die Auswirkungen der damals neuartigen Flächenbombardements untersuchte (Collet 2012, 15). Zwei militärische Ziele in der Erforschung der Vulnerabilität stechen hervor: Die eigene Vulnerabilität soll abgesenkt werden, um die Resilienz gegenüber Angriffen zu steigern; und die Verwundbarkeiten des Feindes werden erforscht, um sie strategisch auszunutzen zu können.

Einen ersten Aufschwung erlangte der Diskurs in den 1970er und 1980er Jahren, als andere Wissenschaften den Begriff aufgriffen und weiterentwickelten. Hierbei stechen die Armuts- und Hungerforschung sowie die Ökologie und Klimaforschung gleichermaßen hervor. In der Armutsforschung regte der Ökonom und Nobelpreisträger Amartya Sen mit seinen Studien zu Hungersnöten an, nicht nur die materielle Armut, sondern auch die soziale Vulnerabilität zu untersuchen (Sen 1981; dazu Chambers 1989; van Dillen 2002). Etwa zeitgleich verhalfen Ökologie und Klimaforschung dem Schlüsselbegriff zum Durchbruch. Denn sie fragten gezielt nach jener Vulnerabilität von Arten, Populationen, Ökosystemen und Landschaften, die

durch das menschliche Verhalten erhöht wird. Als Leitfrage schälte sich heraus: Wo sind Lebewesen und Lebenswelten besonders vulnerabel gegenüber dem anthropogenen Klimawandel? Die Leitfrage impliziert die Erkenntnis, dass Vulnerabilität eine treibende Kraft in ökologischem, aber auch gesellschaftlichem Wandel ist. „Hier meint Vulnerabilität die Anfälligkeit für Effekte klimatischer Veränderungen im Verhältnis zu den Bewältigungskapazitäten von Regionen und Ökosystemen [...]. Die Klimafolgenforschung versucht die Eintrittswahrscheinlichkeit von Ereignissen, die mit diesen Veränderungen [...] einhergehen, zu ermitteln“ (Burghardt et al. 2017, 22).

Weil die Folgen des Klimawandels spätestens seit der Jahrtausendwende in Form von Naturkatastrophen sicht- und spürbarer wurden, stieg das wissenschaftliche Interesse nochmals, und ‚Vulnerabilität‘ schrieb sich in ökologische und gesellschaftliche Transformationsprozesse ein.

„Die ökologische Krise hat auf dramatische Weise die Verletzlichkeit der biologischen Systeme verdeutlicht, in die auch die technisch-industrielle Zivilisation eingebunden ist. [...] Ein ständig steigender Flächenverbrauch für Siedlungs-, Verkehrs- und Wirtschaftszwecke, der Eintrag von Schadstoffen in Luft, Boden und Gewässer sorgen dafür, dass immer mehr Tier- und Pflanzenarten in ihren Lebensräumen bedroht sind.“ (Höhn 2013, 173)

Zugleich stehen Wissenschaften vor der Frage, was der Klimawandel für die Menschheit bedeutet. Welche neuen Verwundbarkeiten entstehen und müssen erforscht werden, um gegensteuern zu können? Hier arbeiten Klimafolgen-, Naturgefahren- und Katastrophenforschung zusammen. Die Ermittlung von ‚Eintrittswahrscheinlichkeit‘ bedrohlicher Ereignisse dient der politischen Steuerung von Präventionsmaßnahmen. Damit kommt eine Besonderheit der Naturwissenschaften zum Zug: Sie quantifiziert Vulnerabilität, gemäß dem Grundsatz von Galileo Galilei: „Man muss messen, was messbar ist, und messbar machen, was es nicht ist.“ (zit. nach Haustein 2004, 159)

Mit Hans-Georg Bohle mischte sich ab den 1990er Jahren die Humangeografie in die Vulnerabilitätsforschung ein. „Seine Popularität verdankt das Konzept der Verwundbarkeit zweifellos der Tatsache, dass in einer sich globalisierenden und vernetzenden, einer demographisch alternden und sich erwärmenden Welt das Wissen um tief greifende Verletzlichkeiten in Erdräumen und ihren Gesellschaften

in das Bewusstsein dringt.“ (Bohle 2007, 20) Bohle stellte eine Verbindung zu den Sozialwissenschaften her und betonte die Folgen des Klimawandels im Blick auf Armut, Hunger, Wasserknappheit und der daraus resultierenden globalen Fluchtmigration. In drohenden Naturkatastrophen tritt die Verbindung zwischen Ökologie und sozialen Fragen hervor.

„Das katastrophale Ereignis wird im Kontext des politischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen Umfelds analysiert, aus dem heraus die Schadenwirkung der Katastrophe erst erklärbar wird. Man interessiert sich also dafür, wie und warum Gesellschaften anfällig sind für die destruktiven Wirkungen etwa von Erdbeben, Hochwasser, Dürre usw.“ (Ridder und Patzold 2020, 3)

Katastrophen, die mit dem anthropogenen Klimawandel zusammenhängen, legen die Komplexität von Verwundbarkeiten frei. Damit wird es unerlässlich, dass Forschung sich inter- und transdisziplinär ausrichtet.

- Vulnerabilität tritt immer im Plural auf. Verwundbarkeiten durchziehen und prägen das gesamte menschliche Leben, das Leben auf der Erde, die materiellen sowie die virtuellen Lebensräume. Die Aussage, dass ein Mensch oder eine Gruppe vulnerabel sei, ist insofern selbstverständlich, dass alle Menschen sterblich und damit verwundbar sind, genauso wie jede Gruppe sich irgendwann auflöst und nicht mehr existiert; selbst felsige Landschaften oder robuste Gletscher vergehen, im Klimawandel vielleicht schon sehr bald. Interessant wird es, wenn mögliche Schäden näher benannt und die Verwundbarkeiten differenziert werden – vulnerabel in Bezug auf was?

War Vulnerabilität zunächst im Blick auf Menschen und dann als Eigenschaft alles Lebendigen ein Thema, so wurde der Begriff nach und nach auch auf nicht-lebendige Systeme angewendet. ‚Vulnerabilität‘ wanderte als Schlüsselbegriff von einer zur nächsten Disziplin und ist mittlerweile in *allen* Wissenschaftsbereichen zentral: in Geistes- und Sozial-, Lebens-, Natur- und sogar in den Ingenieurwissenschaften, die beispielsweise wissen wollen, wie anfällig Gebäude gegenüber Sturm, Wasser oder Feuer sind. Auch Hydrogeologie und Agrarökonomik, Stadtentwicklungs- und Migrationsdebatten, Theologie und Germanistik, Glücksforschung und Digitalisierungsstrategie beteiligen sich daran, die Verwundbarkeit von Menschen, allem

Lebendigen und Nichtlebendigem zu erforschen. Auch hier zeigt der Ngram-Viewer von Google-Books den Aufschwung (Google Books 2025b). Im 20. Jh. wird der Begriff ‚Vulnerabilität‘ im Deutschen zwar verwendet, aber zunächst zeigt die Kurve nur leichte Schwankungen mit einem Tiefpunkt etwa 1975. Ab 1990 steigt die Verwendung, nochmals deutlich stärker ab etwa dem Jahr 1995, mit einem Höhepunkt 2019/2020.

Eine entscheidende Erkenntnis des Diskurses liegt darin, dass Vulnerabilität ein Zukunftsbegriff ist (Keul 2021b, 19–25). Spezifisch ist seine „future orientation“ (Brown 2022, 124) bzw. seine „Potenzialität“ (Bieler 2017, 43–45), was bereits die medizinischen Anfänge deutlich machen. Der Geograf Hans-Joachim Bürkner sieht in der Zukunftsorientierung ein Problem der „Latenzierung“, weil eine Verschiebung „von einer Ebene der manifesten Phänomene auf eine Ebene latenter Phänomene“ (Bürkner 2010, 7) erfolgt: Nicht mehr die eingetretene Schädigung steht im Zentrum, sondern „die Möglichkeit oder Gefahr des Eintretens von Schädigungen, Benachteiligungen, des Erleidens der Folgen sozialer Ungleichheit etc.“ (ebd. 29) Eine bestimmte Verwundung hat sich noch nicht ereignet, aber sie ist möglich. Und man möchte wissen, wie sie sich vermeiden lässt. In dieser Spur ist Vulnerabilitätsforschung der Versuch, mögliche Verwundungen zu antizipieren, um ihr Eintreten verhindern zu können. An diesem Punkt besteht eine Differenz zum Resilienz-begriff, der nicht auf die Zukunft ausgerichtet sein muss; auch wenn er auf sie ausgerichtet sein kann, wenn Resilienz als Fähigkeit verstanden wird, in kommenden widrigen Umständen zu bestehen.

Mit dem Blick Richtung Zukunft trafen die Natur- und Lebenswissenschaften eine Unterscheidung, die in anderen Kontexten nicht immer so klar getroffen wird: die Unterscheidung von ‚Wunde‘ und ‚Verwundbarkeit‘. Die Medizin könnte sich darauf beschränken, wie Verwundungen durch Krankheit, Unglücksfälle oder zwischenmenschliche Gewalt zu heilen sind. Sie fragt aber darüber hinaus, welche Verwundbarkeiten solche Wunden überhaupt erst ermöglichen, und was getan werden kann, um die entsprechende Vulnerabilität abzusinken. Mit dieser Frage beginnt die Vulnerabilitätsforschung.

- Dass Natur- und Lebenswissenschaften Vulnerabilität als *Zukunftsbegriff* entdeckten, macht eine Stärke des Diskurses aus. Die klare Unterscheidung zwischen Wunde und Vulnerabilität verkör-

pert einen Erkenntnisfortschritt, der den Vulnerabilitätsdiskurs begründet.

Es macht einen großen Unterschied, ob eine Verwundung eingetreten oder ob sie nur möglich ist. Daher ist es wichtig, zwischen Wunde und Verwundbarkeit zu unterscheiden. Zugleich sind beide Größen nicht voneinander zu trennen. Denn Vulnerabilität entsteht dadurch, dass bestimmte Wunden *tatsächlich möglich* sind. Ein Felsmassiv hat keine Vulnerabilität gegenüber dem Grippevirus. Je nach seinem Ort kann es jedoch eine hohe Vulnerabilität gegenüber Naturgewalten wie Wasser oder Sturm haben. „Vulnerabilitäten lassen sich identifizieren, kategorisieren, messen, abbilden und miteinander vergleichen.“ (Schartem und Thoma 2016, 137) Daher zeichnet Vulnerabilität ein paradoxes Verhältnis von Gegenwart und Zukunft aus. Sie ist ein Kennzeichen der Gegenwart, bezieht sich aber auf Ereignisse in der Zukunft, die eventuell niemals eintreten. Wunde und Verwundbarkeit bleiben daher aufeinander bezogen, aber wie sie im konkreten Fall aufeinander wirken und sich wechselseitig beeinflussen, ist nicht selbstverständlich.

Denn die Zukunft ist stets voller Überraschungen. Allein die Erkenntnis von Vulnerabilität – geschweige denn die Konsequenzen, die aus ihr zu ziehen wären – steckt voller Ungewissheit. Menschen und ihre Gemeinschaften können Vulnerabilität ignorieren oder verdrängen; falsch einschätzen und sich vor dem fürchten, was keine Gefahr darstellt; sie können sie übersehen oder bewusst verdrängen oder gar verfemen. In der Politik lassen sich sogar Strategien beobachten, die gezielt mit vorgetäuschter Vulnerabilität arbeiten und daher als ‚fake vulnerability‘ bezeichnet werden können (s. u. 3.1.3). Aufgrund der Ungewissheit scheitern wissenschaftliche Prognosen, die die Zukunft antizipieren, häufig. Aber auch die Geistes- und Sozialwissenschaften müssen zugeben, dass Natur- und Lebenswissenschaften in diesem Feld trotzdem sehr erfolgreich sind. Ihre Methoden, das nicht-Messbare messbar zu machen und nach dem Prinzip von Falsifikation und Bewährung eigene Prognosen der Kritik auszusetzen, bringt sie weit voran. Heutzutage gibt es ganz andere Strategien, mit einer Pandemie umzugehen, als dies vor einhundert Jahren denkbar war. „Vulnerability is a concept with fleeting contours as much it is an idea with assured academic success“ (Ferrarese 2016, 149).

1.2.2 Der naturwissenschaftliche Tunnelblick auf Vulnerabilität als Schwachstelle – eine Erkenntnis der Geistes- und Sozialwissenschaften

Eine Definition aus der Armutsforschung von Robert Chambers in der Zeitschrift „IDS Bulletin“ (Institute of Development Studies, Brighton) wurde zum Klassiker:

„Vulnerability, though, is not the same as poverty. It means not lack or want, but defencelessness, insecurity, and exposure to risk, shocks and stress [...] Vulnerability here refers to exposure to contingencies and stress, and difficulty in coping with them.“ (Chambers 1989, 1)

Mit ‚vulnerability‘ beziehen die Analysen Aspekte ein, die über finanzielle Armut hinausgehen, die aber für die soziale, ökonomische und gesundheitliche Lage von Menschen entscheidend sind. Soziale Vulnerabilität nimmt Schutzlosigkeit, Anfälligkeit und Unsicherheit von Einzelpersonen und sozialen Gruppen in den Blick und fragt nicht nur nach einem Mangel an materiellen Ressourcen, sondern auch nach gesellschaftlicher Teilhabe und den Stärken, die aus sozialen Netzwerken entstehen. Viele spätere Definitionen gehen in diese Richtung, so die Sozialwissenschaftlerin und Psychologin Insa Fookon: „Vulnerabilität‘ im Sinne einer andauernden Gefährdung und Beeinträchtigung von Wohlbefinden und Lebenschancen, insbesondere dann, wenn keine Schutzfaktoren vorhanden sind oder die protektiven Faktoren nicht wirksam werden können.“ (Fookon 2016, 15) Allerdings warnte Hans-Joachim Bürkner 2010, dass die Sozialwissenschaften nicht den Fehler machen dürften, Methoden und Theorieansätze aus den Naturwissenschaften kritiklos zu übernehmen (vgl. Bürkner 2010, 25). Diese berechnete Warnung gilt genauso für die Geisteswissenschaften. Gemeinsam haben sie Eigenes in den interdisziplinären Diskurs einzubringen und legen damit zugleich gewisse Schwächen der Natur- und Lebenswissenschaften frei.

Dies tritt seit der Jahrtausendwende zutage, als sich die Geistes- und Sozialwissenschaften mit eigenen Forschungen in den Diskurs einbringen. Die Kritik entzündet sich an zwei Punkten: die Unterbelichtung der Machtfragen, die mit Vulnerabilität einhergehen; dies wird später behandelt (1.2.3). Sowie die Engführung von Vulnerabilität als Schwachstelle gegenüber Gefahren, die im Folgenden zunächst beleuchtet wird. Geistes- und Sozialwissenschaften kritisieren eine zu enge Verwendung des Begriffs, die wichtige Aspekte

ausblendet. Wenn Natur- und Lebenswissenschaften die Vulnerabilitätsforschung ausschließlich als Schwachstellenanalyse betreiben, so ist dies in vieler Hinsicht zwar erfolgreich, in anderer Hinsicht jedoch unterkomplex und irreführend. Denn Vulnerabilität ist nicht ausschließlich eine Schwachstelle, sondern auch eine Öffnung, die Kommunikation, Zuwendung, Mitgefühl, Solidarität, Liebe ermöglicht. Mit dieser Kritik kommt es zu dem, was ich „die geistes- und sozialwissenschaftliche Wende im Vulnerabilitätsdiskurs“ (Keul 2021b, 78–96) nenne.

Wegweisend war hierfür die US-Philosophin und Ethikerin Erinn C. Gilson mit ihrem Buch „The Ethics of Vulnerability“ (Gilson 2014). Sie kritisiert die Engführung einer ausschließlich „negativ“ verstandenen Vulnerabilität, d. h. „a reductively negative understanding of vulnerability“ (ebd. 5). Zwar sei es richtig, dass Vulnerabilität häufig mit Schmerz, Schutzlosigkeit, Ohnmacht, Passivität, mangelnder Widerstandskraft verbunden sei und sozial Stigmatisierung und Ungerechtigkeit nach sich ziehen könne („in some cases, being vulnerable also means being susceptible to pain, stigma, and injustice“, ebd. 4). Aber deswegen bedeutet Vulnerabilität nicht automatisch „liability to injury, weakness, dependency, powerlessness, incapacity, deficiency, and passivity“ (ebd. 5). Gilson begreift Vulnerabilität stattdessen als Basis sozialen Lebens in seiner komplexen Relationalität. „Understanding oneself as vulnerable therefore involves an understanding of the self as being shaped through its relationships to others, its world, and environs, as Butler’s account in particular emphasizes.“ (ebd. 86) Um in diesem ‚positiven‘ Sinn von anderen beeinflusst zu werden, ist eine Öffnung erforderlich. Vertrauen gewinnen, Sensibilität für die Bedürfnisse und Leidenschaften anderer Menschen entwickeln, sich füreinander einsetzen, miteinander kommunizieren, vertrauensvolle Freundschaften pflegen oder gar einander lieben erfordert demnach Offenheit, die verwundbar macht. Freundschaft und Solidarität, Empathie und Fürsorge, Berührbarkeit und solidarisches Handeln sowie allgemein soziale Beziehungen ereignen sich immer in Vulnerabilität. Sie bedeutet eine Offenheit, die Berührung und Kommunikation überhaupt erst ermöglicht: „vulnerability is defined by openness and, more specifically, to be vulnerable is to be open to being affected and affecting in ways that one cannot control.“ (ebd. 2)

Gilson befasst sich nicht mit dem natur- oder lebenswissenschaftlichen Vulnerabilitätsbegriff; sie nennt lediglich Philosophie, Soziologie, Internationale Beziehungen, feministische Studien zum Recht, Psychologie (ebd. 12, FN 4). Trotzdem setzt sie sachlich einen Widerspruch zu deren Ansatz, Vulnerabilitätsforschung ausschließlich als Schwachstellenanalyse zu betreiben und damit einen rein negativen Begriff der Vulnerabilität zu etablieren. „When vulnerability is regarded as weakness and invulnerability is prized, attentiveness to one’s own vulnerability and ethical response to vulnerable others remain out of reach goal.” (ebd. 5f) Mit diesem Argument bringt Gilson eine wichtige humanwissenschaftliche Perspektive ins Spiel.

Dabei hat ihre Argumentation mit der Definition von Verwundbarkeit als Offenheit oder Berührbarkeit einen Schwachpunkt. Von der Wortbedeutung her benennt ‚Vulnerabilität‘ die Möglichkeit, verwundet zu werden und Schaden zu erleiden – und nicht die Möglichkeit, freundschaftlich berührt, zärtlich geküsst oder herzlich umarmt zu werden.¹⁷ Gilson grenzt sich in der Einschätzung, welche Rolle Gewalt im Verhältnis zur Vulnerabilität spielt, von Butler ab:

„vulnerability and violence remain too closely tied in Butler’s work, and that, in order for vulnerability to serve as an ethical resource rather than the source of ethical problems, we must move beyond an account of vulnerability that binds it to acts of violence.” (ebd. 6)

Diese Kritik teile ich nicht. Denn Menschen wollen ihre Vulnerabilität absenken, weil Wunden Schmerzen bereiten und das Leben erschweren. Menschen sind „Lebewesen [...], die primär nicht leiden wollen“ (Burghardt und Krebs 2022b, 15). Daher reagieren sie häufig nach dem Motto: Lieber Andere verletzen, als selbst verletzt zu werden. Um diesen Zusammenhang zu begreifen, genügt ein Blick auf die vielerorts verschärfte Migrationsabwehr. Daher stellt sich bei der Einteilung *negativ – positiv* die Frage: für wen? Was für einen Sexualstraftäter negativ ist, kann für das Opfer überaus positiv sein. Hier entsteht dasselbe Problem der Normativität wie bei Resilienz, nur umgekehrt. Bevor Vulnerabilität als normativer Begriff verwend-

17 Auch die Psychologin und Bestsellerautorin Brené Brown tendiert zu einem einseitig positiven Begriff von Verletzlichkeit (Brown 2013; Original 2012: *Daring Greatly*), was mit dem Untertitel der deutschen Übersetzung nochmals verstärkt wird, indem dieser eine binäre Codierung erzeugt: „Wie wir unsere Schutzmechanismen aufgeben und innerlich reich werden“.

bar ist, gilt es, seine faktische Komplexität zu erfassen. Vulnerabilität ist eine Macht, die eine Vielzahl von kreativen und destruktiven Wirkungen erzielt. Diese verlaufen nicht immer einlinig, sondern gehen Umwege, rufen Gegenbewegungen hervor und sind häufig paradox. Dennoch setzt Gilson einen wichtigen Punkt, indem sie darauf insistiert, dass es zu kurz greift, wenn nur die destruktiven Wirkungen der Vulnerabilität im Blick sind.

Bereits einige Jahre vor Gilson hatten sich verschiedene Stimmen aus der Theologie¹⁸ zu Wort gemeldet, die heute im interdisziplinären Vulnerabilitätsdiskurs weniger bekannt sind, aber ähnlich argumentieren. Dorothee Sölles „Fenster der Verwundbarkeit“ lotete die politische Bedeutung der Vulnerabilität aus und sagte provokativ:

„Wenn das ‚Fenster der Verwundbarkeit‘, wie es in der Militärsprache heißt, endgültig geschlossen und zugemauert ist, dann sterben auch die angeblich geschützten Menschen in der Festung aus Mangel an Luft und Licht. Nur das Leben, das sich dem anderen öffnet und das Risiko eingeht, verwundet oder getötet zu werden, hat die Verheißung in sich. Der sich bewaffnende Mensch ist nicht nur ein Killer, er ist jetzt schon tot.“ (Sölle 1987, 17)

Der Hamburger Theologe Hans-Jochen Margull entwickelte seine Thesen zur Verwundbarkeit in den 1970er Jahren aufgrund seiner Erfahrungen im interreligiösen Dialog zwischen Christentum und Islam. Er stellte fest, dass es im interreligiösen Engagement unweigerlich zu Verwundungen kommt. Im Dialog werden die Religionen genauso verwundet wie diejenigen, die sie jeweils vertreten. Wer den Dialog will, vor dem Risiko der Verwundung jedoch zurückschaut, verbaut den Dialog. Verständigung erfordert es, den Weg der Verwundbarkeit zu gehen. Dies ist möglich, so Margull, weil Wunden eine verbindende Kraft entfalten können:

„Verbindung der Wunden‘ ist mehrdeutig. Natürlich ist zunächst deren Behandlung gemeint samt der Behebung ihrer Ursachen. Entdeckt werden kann aber auch, daß Wunden verbinden, entweder dadurch, daß man sie sich gegenseitig zugefügt hat oder daß man sie, wie auch immer verursacht, plötzlich sowohl an sich als auch an anderen sieht. Bei letzterer Verbindung wird der Gedanke eines gemeinsamen Handelns [...] naheliegend.“ (Margull 1974, 413)

18 Eine genauere Darstellung theologischer Stimmen, u. a. zu William Placher, Sarah Coakley und Kristine A. Culp, siehe Keul 2021d, 7–18.

Im Lauf der vorliegenden Studie werden weitere Positionen aus Geistes- und Sozialwissenschaften diskutiert, die die Engführung von *Vulnerabilität als Schwachstelle* in Frage stellen. Vulnerabilität bedeutet nicht ausschließlich Schadensanfälligkeit, Passivität, Störung, Verlust, Versagen, Gefahr, Bedrohung, so dass es heißen müsste: Je weniger Vulnerabilität, desto besser. Geistes- und Sozialwissenschaften bringen die Erkenntnis ein, dass gemeinsam erlittene und *verschmerzte* Wunden Menschen miteinander verbinden und zu gemeinsamem Handeln herausfordern. Wenn Menschen einander in den Verwundbarkeiten ihres Lebens beistehen, so können hieraus Widerstandskraft und Solidarität, Fürsorge und Zuwendung entstehen. So kann man die Liebe, die Menschen verletzlich macht, zwar als eine Schwäche verstehen. Im Deutschen heißt es: *Eine Schwäche für jemanden haben*. Aber die Liebe ist eine Schwäche, die Menschen stärkt.

Die Geistes- und Sozialwissenschaften überschritten die Engführung der Natur- und Lebenswissenschaften und bewirkten eine Wende im interdisziplinären Vulnerabilitätsdiskurs. Was derzeit im Diskurs jedoch fehlt, das ist eine explizite Auseinandersetzung zwischen Natur- und Lebenswissenschaften einerseits und Geistes- und Sozialwissenschaften andererseits. Hier besteht ein erhebliches Forschungsdesiderat.

1.2.3 Unterschätzte Machtwirkungen – Agency, Transformation und ‚Vulneranz aus Vulnerabilität‘

Weil sich Vulnerabilität auf die Zukunft bezieht, fordert sie zum Handeln heraus und führt keinesfalls automatisch zur Passivität. Die Vulnerabilität einer Küste gegenüber Sturmfluten wird erfasst, um Maßnahmen ergreifen zu können, die der Gefahr entgegenwirken. Die Vulnerabilität einer bestimmten Gruppe gegenüber einer Krebserkrankung wird erforscht, um Strategien zu finden, die die entsprechende Resilienz stärken. Dieser Forschungsspur sind Natur- und Lebenswissenschaften über weite Strecken gefolgt. Der Vulnerabilitätsdiskurs erkundet, wo und warum sich in Zukunft bei einzelnen Menschen oder Staaten, Institutionen oder Landschaften, Materialien oder IT-Systemen Verwundungen im Sinne von Schäden ereignen *können*, nicht aber ereignen *müssen*. Diese Potenzialität eröffnet

einen Handlungsraum. Wer die gegenwärtigen Risiken kennt, kann Maßnahmen zu Schutz, Sicherung und Resilienzförderung entwickeln, vorschlagen oder selbst ergreifen.

Menschen wissen von ihrer Vulnerabilität und setzen viele Ressourcen ein, um mehr über sie zu erfahren und sie so weit als möglich zu steuern. Die gesamte Vulnerabilitätsforschung dient diesem Ziel. Was Menschen einzeln oder in Gruppen, in Gesellschaften oder Religionen von der Zukunft erwarten, prägt ihr Verhalten in der Gegenwart. Dies gilt im Persönlichen und Politischen, im alltäglichen Verhalten und im Ausnahmezustand, in Staatenbündnissen und in der Biopolitik. Vulnerabilität wird in der vorliegenden Studie daher verstanden als Macht, die nicht nur von tatsächlich erlittenen, sondern auch von *erwarteten* Wunden ausgeht. Die *erwarteten* Wunden können *befürchtet* werden, wenn sie den Bereich des Eigenen betreffen; oder auch *erhofft*, wenn sie etwa im Krieg die feindliche Seite betreffen. Was kann ich, was können wir oder was können Andere tun, damit aus der Potenzialität keine Realität wird – oder damit gerade das eintritt? Wie können Verwundungen verhindert – oder aber herbeigeführt werden?

Weil Vulnerabilität eine Zukunftsbegriff ist, wird sie zur Macht, und zwar „in actu“, wie Michel Foucault dies in anderem Zusammenhang nennt, eine Macht, die in der Gegenwart aktiv wird und nur in dieser Aktivität existiert: „Macht existiert nur *in actu*, auch wenn sie sich, um sich in ein zerstreutes Möglichkeitsfeld einzuschreiben, auf permanente Strukturen stützt.“ (Foucault 1999, 191) Als Macht ist sie „etwas, was sich von unzähligen Punkten aus und im Spiel ungleicher und beweglicher Beziehungen vollzieht.“ (Foucault 1997, 115) Vulnerabilität bewegt sich im komplexen Spannungsraum von Realität und Potenzialität. Die Theologin Andrea Bieler nennt dies „Möglichkeitssinn, der einer Situation inhärent ist“ (Bieler 2017, 14) und sieht in diesem Möglichkeitssinn ein „Transformationspotenzial“ (ebd. 15). Vulnerabilität als Macht konstituiert sich diskursiv in vielfältigen, komplexen Kräfteverhältnissen, die sich in unaufhörlichen Auseinandersetzungen verwandeln, sich gegenseitig stützen oder umkehren, verstärken oder abschwächen, antreiben oder lahmlegen. In diesem Sinn ist Vulnerabilität transformationsproduktiv. Sie lässt die Dinge nicht einfach laufen, sondern versucht sie zu beeinflussen oder gestalten. In diesem Sinn fällt Vulnerabilität unter den Begriff ‚Agency‘.

Diese Tatsache ist gesellschaftlich jedoch wenig bewusst. Die Tendenz, Vulnerabilität als Schwäche und Passivität zu verstehen, verfestigte sich nochmals durch die COVID-19-Pandemie, denn hier galten ‚vulnerable Gruppen‘ als solche, die geschützt werden müssen, weil sie selbst dazu nicht in der Lage sind (s. u. 1.2.5). Wer aber Vulnerabilität mit Passivität identifiziert, unterschätzt ihre Machtwirkungen. Es wird übersehen, dass bestimmte Effekte aus der Vulnerabilität heraus entstehen. Derzeit ist dies im gesellschaftlichen Migrationsdiskurs besonders signifikant. Viele Menschen wollen nach Europa einwandern, um nagende Armut, bedrohliche Krankheit, einbrechende Naturkatastrophen und politische Gefährdung hinter sich zu lassen. Wenn Menschen keine Alternative sehen und sich auf eine Flucht ins Ungewisse machen, so erhöht sich ihre Verwundbarkeit. Das Mittelmeer mit seinen ungezählten Toten ist ein Signum hierfür. Aber Vulnerabilität ist nicht nur für diejenigen ein Thema, die auf der Flucht sind. Auf der anderen Seite stehen die Menschen in Europa, die sich von dieser Flucht so Vieler in ihrer eigenen Verwundbarkeit angetastet sehen. Sie wollen ihre Lebensressourcen schützen – für sich selbst, für die eigene Familie, Gesellschaft oder Religion – und damit resilienter werden gegenüber Gefährdungen des Lebens. In der Folge sichert Europa seine Außengrenzen immer stärker ab. Die Völkergemeinschaft schützt sich vor befürchteter Verwundung, indem sie Andere einer nochmals gesteigerten Vulnerabilität aussetzt. Folglich kommt es an den Grenzen Europas alltäglich zu Zerreißproben der Menschenrechte. Verweigerung des Grenzübertritts, Verknappung von Lebensmitteln, Pushback oder gar der Gebrauch von Waffen gegenüber Menschen auf der Flucht sind ein vulneranter Machtzugriff, der sich aus der angenommenen Vulnerabilität privilegierter Menschen in Europa speist.

Die menschliche Vulnerabilität ist daher nicht nur passiv oder, wie der Philosoph Florian Pistor sagt: „nicht unschuldig“ (Pistor 2023, 58), sondern sie ist „außerhalb eines differenzierten Feldes der Macht“ (Butler 2005, 62) gar nicht zu begreifen. Nach Judith Butler war es die Vulnerabilität der USA, die nach der Zerstörung des New Yorker „World Trade Center (WTC)“ wirksam wurde. Die terroristischen Anschläge katapultierten das Thema Vulnerabilität auf die politische Agenda. Denn zuvor war sie für die USA kein Thema: „Man hielt die Vereinigten Staaten für einen Ort, der nicht angegriffen werden könnte, wo das Leben sicher sei vor der von

außen kommenden Gewalt, wo die einzige Gewalt, die wir kannten, die Gewalt war, die wir uns selbst zufügten.“ (Butler 2005, 56f) Die USA reagierten auf eine massive Verwundung zunächst mit Trauer, die dann aber die Aggression steigerte mit dem Ziel, die eigene Verwundbarkeit zu reduzieren. „Wir reagieren ganz allgemein mit Angst und Wut; mit einem kompromißlosen Wunsch nach Sicherheit, einer Verstärkung der Grenzen gegen das, was als fremd wahrgenommen wird“ (ebd. 57). Demnach war es gerade die durch den Anschlag bloßgelegte Vulnerabilität der USA, die eine Spirale politischer Gewalt in Gang setzte.

Aber lag der Anfang wirklich bei den Attentaten? Nach Butler gehört die Setzung des Beginns der Geschichte mit dem 11. September bereits zur Legitimationsstrategie, die die eigene Aggression verschleiern. Die Betroffenen rechtfertigen die Aggression, wollen aber ihr Selbstverständnis als Opfer nicht aufgeben. Darum „müssen wir die Geschichte bei der von uns erlittenen Gewalterfahrung anfangen lassen.“ (ebd. 23) Die eigenen Verletzten werden ostentativ betrauert, die Verletzten der anderen Seite entweder verschwiegen oder sogar bejubelt. Dies führt Butler zu der Frage, wer in einer Gesellschaft überhaupt betrauert wird. Nicht jedes menschliche Leben, das besonders vulnerabel ist, gilt einer Gesellschaft als betrauerns- und damit schützenswert, wie die verschärfte Migrationsabwehr zeigt. Soziale Anerkennung oder Nichtanerkennung der Vulnerabilität eröffnet oder verschließt gesellschaftlichen Schutz. Sie ist ein politisches Verfahren, in dem ‚Verwundbarkeit‘ zur Grenzziehung zwischen Freund und Feind dient. Der Lackmusestest, welche *hoch vulnerablen* Menschen als *schützenswert* gelten, ist demnach, wen eine Gesellschaft im Todesfall betrauert und wen nicht.

„Bestimmte Menschenleben werden in hohem Maße vor Verletzung geschützt, und die Nichtachtung ihrer Ansprüche auf Unversehrtheit reicht aus, um Kriegsgewalten zu entfesseln. Andere Menschenleben werden nicht so schnell und entschlossen Unterstützung finden und werden nicht einmal als ‚betrauernswert‘ gelten.“ (ebd. 49)

Welche Machtwirkungen vermag die Trauer um Menschenleben, die durch ein Attentat ausgelöscht wurden, aber auch die Nicht-Trauer für andere Opfer, auszulösen? Diese Problematik trat erneut mit dem islamistischen Terroranschlag vom 7.10.2023 und dem anschließenden Gaza-Krieg (mit zehntausenden Toten und deutlich mehr Verletzten, Flüchtenden und Hungernden) zutage. Dass Butler den

Terroranschlag der Hamas als einen Akt des „bewaffneten Widerstands“ beschrieb und in Paris die Belege der UN für Vergewaltigungen nicht wahrhaben wollte (Ermagan 2024), zeigt, dass das Argument auch umgekehrt in Stellung gebracht werden kann: der Verweis auf einen früheren Anfang versteckt die Aggression der Aggressoren. Das Explosive des Terrorakts, bei dem mehr als ein-tausend Menschen ermordet; weitere vergewaltigt, verschleppt und als Geiseln gehalten; und viele weitere Angehörige der primären Opfer traumatisiert wurden, wird damit nicht anerkannt. Zugleich legitimiert die in Israel erlittene Vulneranz nicht, selbst die Vulneranz weiter ins Explosive zu treiben und durch Bomben und die Auslösung einer Hungerkatastrophe den Gaza-Streifen mit mehr als zwei Millionen Menschen zu einem Todesstreifen zu machen.

Trotz ihrer Fehleinschätzung der Terrororganisation Hamas kommt Butler das Verdienst zu, dass sie mit ‚Vulnerabilität‘ ein neues Thema politischer Philosophie und Ethik setzte. Sie fokussierte den strategischen Gebrauch des Begriffs und fragt nach den komplexen Machtwirkungen dieser Größe, die so schwach, passiv und schutzbedürftig erscheint. Das Argument, dass Vulnerabilität nicht einfach gegeben ist, sondern sich stets im Raum komplexer Machtwirkungen ereignet, führt den interdisziplinären Diskurs entscheidend weiter. Dabei kann Butlers Position noch zugespitzt und damit pointiert werden: Auch wenn Vulnerabilität häufig und unbestreitbar mit unschuldigem Leiden verbunden ist, darf ihre Vulneranzgefahr nicht übersehen, unterschätzt oder verdrängt werden. Vulnerabilität zu betonen kann bedeuten, Vulneranz zu verstecken. Wenn ‚verwundbar‘ als gleichbedeutend mit ‚schwach, ohnmächtig, wehrlos‘ gesetzt wird, dann wird die Gefahr betont, zum *Opfer* von Gewalt zu werden. Aber wer besonders verwundbar ist oder sich auch nur besonders verwundbar fühlt, läuft unter Umständen Gefahr, zum *Täter* oder zur *Täterin*¹⁹ zu werden. Dies funktioniert auf politischer genauso wie auf persönlicher Ebene, wie es spektakuläre Familiendramen zeigen. Das Bemühen, eigene Resilienzen zu steigern, kann

19 Die Vulneranz, die von Männern ausgeht, ist deutlich höher als die der Frauen; das trifft wegen des Klerikalismus auf die römisch-katholische Kirche in besonderem Maß zu. Aber bei spirituellem und sexuellem Missbrauch gibt es auch einige Täterinnen. An der Odenwaldschule waren von 24 Personen 5 weiblich. Um beides zu markieren, wird im Folgenden meist von „Tätern“ gesprochen, Täterinnen werden seltener genannt.

im Extremfall bis zu gezielter Tötung, Krieg oder Terror führen. So entsteht Vulneranz aus Vulnerabilität.

1.2.4 Die Gefahr der Vulnerabilisierung – warum die Vulnerabilitäts- die Resilienzforschung braucht

Aber das ist nur die eine schwierige Seite im Umgang mit Vulnerabilität. Die Vulneranz setzt auch an anderer Stelle an. So erfassen Sozialarbeit und Gesundheitspolitik Verwundbarkeiten, um besonders vulnerable Gruppen unterstützen zu können. Dass dies jedoch zu unerwünschten Nebenwirkungen führen kann, bringt die Münchner Sozialwissenschaftlerin Hella von Unger auf den Punkt:

„Vulnerability is a key concept in public health, facilitating the identification of groups in need of special support and protection. However, in its practical application, the concept unfolds ambivalent effects as it tends to be used as a label reinscribing unequal power relations, neglecting within-group heterogeneity while underestimating the agency of members of the group.“ (Unger 2023)

Die Definition von Gruppen als vulnerabel führt schnell zur Stigmatisierung, weil sie diese Gruppen auf Schwäche, Ohnmacht und Passivität fixiert. Wer verwundbar ist, ist demnach auf Hilfe angewiesen und daher selbst kaum handlungsfähig. Dies negiert Handlungskompetenzen, die inmitten der Vulnerabilität dennoch vorhanden sind. Die Heterogenität sowohl der Verwundbarkeiten als auch der Agency innerhalb der Gruppe werden durch das Labeling verdeckt. Indem die Einen als vulnerabel erfasst werden, die von den Anderen Unterstützung brauchen, werden ungleiche Machtverhältnisse festgeschrieben. Für diesen Vorgang prägte Hans-Joachim Bürkner 2010 den Begriff der ‚Vulnerabilisierung‘ (englisch ‚vulnerabilisation‘). Er befragte den Wahrheitsanspruch des Vulnerabilitätsdiskurses nach seinen Machteffekten und wollte wissen: „Welche Folgen hat eine politisch inszenierte ‚Vulnerabilisierung des Sozialen‘ für die betroffenen Gruppen?“ (Bürkner 2010, 36)

Vulnerabilisierung ist damit eine diskursive Größe, denn sie geschieht durch eine Gruppenzuschreibung. Dass es hier um einen Machtzugriff geht, zeigen die Folgen. Wer als vulnerabel gilt, wird unter Schutz gestellt und erhält Unterstützung, muss sich dann aber auch einer sozialen Reglementierung fügen. Der eigene Hand-

lungsspielraum minimiert sich. Staatliche Machtzugriffe erzeugen Vulnerabilisierung in politischer Form. Diese Problematik wird besonders in der Migrationsforschung diskutiert, denn der Umgang mit Migrant*innen als vulnerable Gruppe kommt in gesellschaftlichen Transformationsprozessen entscheidende Bedeutung zu.

Die Gefahr der Vulnerabilisierung ist in jenen Machtfeldern besonders hoch, die politisch umstrittenen sind.²⁰ Daher treten Effekte sozial, politisch, ökonomisch, religiös produzierter Vulnerabilisierung auch global hervor. Wenn eine Bevölkerung in Hungerkrisen allein unter der Perspektive der Vulnerabilität betrachtet wird, so besteht die Gefahr, dass sie damit *ausschließlich* als Opfer (Victim) erfasst wird, ohne dass ihre faktischen Aktivitäten beachtet würden (s. u. 4.1.1). So kann sich auch der Vulnerabilitätsdiskurs an Unterwerfungsprozessen beteiligen: „In the scientific viewpoint, the West has discovered a language of knowledge that helps to maintain their influence and power over other societies and its resources.“ (Bankoff 2004, 34)

Solche machtanalytischen Einsichten differenzieren die Forschung und bringen die Komplexität von Vulnerabilität zum Vorschein. Und sie offenbaren die Notwendigkeit einer Verbindung zum Resilienzdiskurs. Wer Vulnerabilisierung vermeiden will, setzt grundsätzlich an und erforscht neben den Verwundbarkeiten auch die Handlungskompetenzen von Einzelpersonen und Gruppen. Das DFG-Projekt „Vulnerabilität und Empowerment: Partizipative Ansätze der Gesundheitsförderung mit Geflüchteten“ (ab 2019) geht diesen Weg, indem es mit dem Begriff ‚Empowerment‘ arbeitet. Helga von Unger, die in diesem Projekt forscht, verwendet wiederum drei Schlüsselbegriffe: ‚vulnerability, othering and empowerment‘. Diese Dreierheit ähnelt jener, die in der vorliegenden Studie im Zentrum steht: ‚Vulnerabilität, Vulneranz, Resilienz‘. Denn Othering, so wird sich später zeigen, ist eine vulnerante Diskurspraktik (s. u. 3.1.3).

20 Siehe hierzu den Band „Power in Vulnerability“ (Fromm et al. 2021), der die ambivalenten Machtwirkungen der Vulnerabilität interdisziplinär und intersektional angeht und dabei Forschung und Praxis im Feld der Migration verzahnt; siehe Teil III „Vulnerabilisation of Specific Migrant Communities through Dysfunctional Protection“ (ebd. 93–154); sowie „Vulnerabilisation of Refugees: Covid-19-Related Experiences from Accommodation Centres in Germany“ (Pening et al. 2021).

1.2.5 Die COVID-19-Pandemie und das neue Vulnerabilitätsdispositiv – eine interdisziplinäre Forschungsaufgabe

Während der Resilienzbegriff vergleichsweise früh in die Alltagssprache einging, war ‚Vulnerabilität‘ in der deutschen Sprache bis Anfang 2020 ausschließlich ein Wissenschaftsbegriff. Im englischsprachigen Raum ist das Fachwort mit dem Alltagswort identisch: ‚vulnerability‘. Die Grenzen zwischen Wissenschafts- und Alltagssprache sind offener. Für den deutschsprachigen Raum konnte das Buch „Schlüsselwerke der Vulnerabilitätsforschung“ hingegen noch 2019 feststellen: „Im Deutschen ist der Begriff Vulnerabilität ausschließlich im Fachjargon im Gebrauch, wird aber auch in wissenschaftlichen Kontexten teilweise mit Verwundbarkeit, Verletzbarkeit oder Verletzlichkeit übersetzt.“ (Stöhr et al. 2019, 5) Damals bewegten sich die Debatten in ruhigen Fahrwassern der Forschung. Erst mit der COVID-19-Pandemie ging die Rede von ‚vulnerablen Gruppen‘ in die Alltagssprache ein. Der Begriff etablierte sich gesellschaftlich und wird seitdem in diversen Kontexten wie Gesundheit und Schule, Fluchtmigration und Klimawandel, Agrarpolitik und Ernährung diskutiert, häufig strittig. Wer ist welchen Gefahren gegenüber verwundbar und welche gesellschaftliche (Nicht-)Anerkennung erfahren diese Verwundbarkeiten? Welche Handlungsperspektiven ergeben sich hieraus? Inwiefern stellt die Feststellung oder Zuschreibung von Vulnerabilität in einer Pandemie nicht nur eine gesundheitliche, sondern auch eine politische Macht dar? Diese Fragen bergen sozialen und politischen, (inter-)religiösen und ökologischen Sprengstoff.

Die COVID-19-Pandemie zeigt, welche Machtwirkungen die menschliche Vulnerabilität sogar auf globaler Ebene freizusetzen vermag (Keul 2021b, 10–36).²¹ Vulnerabilität steht im Mittelpunkt einer jeden Pandemie, die das körperliche, psychische und soziale Wohlergehen unzähliger Menschen bedroht oder sie sogar das Le-

21 Ähnlich markant entwickelte sich die Macht der Vulnerabilität im Zentrum des Ukraine-Kriegs. Wer hätte vor 2022 mit einer sprunghaften Aufstockung des Militäretats in Deutschland oder mit dem Nato-Beitritt Schwedens und Finnlands gerechnet? Der russische Angriffskrieg führte auch in der EU zu scharfen politischen Debatten und Spaltungen; zur Energiekrise, die die Klimakrise verschärfte, usw.

ben kostet. Die COVID-19-Pandemie wurde im Jahr 2020 zur Triebkraft persönlicher Veränderungen, gesellschaftlicher Turbulenzen und politischer Umwälzungen. Dabei werden die Machtwirkungen der Vulnerabilität meist unterschätzt, obwohl oder weil sie Dimensionen annimmt, die kaum zu überblicken und nur sehr schwer zu steuern sind. Am Beginn der Pandemie war anzunehmen, dass das Virus ein medizinisches Problem sei und – bei allen Schwierigkeiten – nach einiger Zeit durch Schutzmaßnahmen und erhoffter Impfung handhabbar wäre. Dann aber setzte das Virus, das Menschen und Gesellschaften in ihrer Vulnerabilität bloßlegte, Prozesse und Dynamiken in Gang, die alle Lebensbereiche durchdrangen. Im Persönlichen und Politischen, Kulturellen und Religiösen waren bewährte Routinen plötzlich nicht mehr praktikierbar, tragfähige Strukturen brachen zusammen, finanzielle Absicherungen wurden prekär. Heftige Debatten, Demonstrationen, verbale Attacken und Angriffe auf Politiker*innen, Virolog*innen und Journalist*innen nahmen sprunghaft zu. Der tödliche Hunger in der Welt wuchs drastisch. Die Tech-Milliardäre, die 2025 mit der 2. Präsidentschaft von Donald Trump global politischen Einfluss gewannen, erzielten Rekordgewinne und konnten ihre Finanzbasis ausbauen.

Aber es zeigte sich auch das, was Gilson als ‚positive‘ Seite bezeichnet. In der Pandemie bildeten sich neue Netze der Solidarität. Die Digitalisierung, gerade in Deutschland vernachlässigt, kam auch an den Universitäten voran. In Kunst und Kultur entfalteten Menschen eine ungeahnte Kreativität, um mit den Wunden und Verwundbarkeiten der Pandemie zurande zu kommen. Die Europa-Hymne, über Ländergrenzen hinweg online musiziert und präsentiert, wirkte Grenzsicherungen entgegen und prägte das kulturelle Gedächtnis. Ärzt*innen und Pflegepersonal gingen ihrer riskanten Arbeit nach, obwohl sie sich krankmelden konnten, und setzten dem Virus damit Schranken. Die menschliche Vulnerabilität entwickelte überraschende, die Gesellschaft verändernde Kräfte.

Dass der Begriff ‚vulnerable Gruppen‘ damals in die deutsche Alltagssprache einging, verdient einen näheren Blick. Denn diese Sprachentwicklung markiert eine gesellschaftliche Veränderung, die nicht so offensichtlich ist, wo Fachbegriff und Alltagswort zusammenfallen wie im Englischen und Französischen. Die Pandemie machte Vulnerabilität zu einem global umstrittenen Politikum, wie der Frankfurter Soziologe Stephan Lessenich herausstellt (Lessenich

2023). Mehr noch: Vulnerabilität wurde zu einem neuen Dispositiv der Macht. Kaufmann und Blum vertraten 2013 die These, dass „Vulnerabilität und Resilienz [...] zu prägenden Ideen eines umfassenden Sicherheitsdispositivs“ (Kaufmann und Blum 2013, 92) gehören. Die Pandemie puschte die Vulnerabilität jedoch weiter nach vorne. Sie formte ein komplexes, zugleich dynamisches Machtgefüge, das die Richtung bestimmt, die Denken und Handeln nehmen. In einem Interview definierte Michel Foucault 1977 das Dispositiv als:

„eine entschieden heterogene Gesamtheit [un ensemble résolulement hétérogène], bestehend aus Diskursen, Institutionen, architektonischen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen oder philanthropischen Lehrsätzen, kurz, Gesagtes ebenso wie Ungesagtes [...]. Das Dispositiv selbst ist das Netz, das man zwischen diesen Elementen herstellen kann.“ (Foucault 2003, 392)

Dem Ungesagten, welches das Gesagte maßgeblich bestimmt, wäre aus dem deutschen Sprachschatz das Unsägliche hinzuzufügen. Und was Foucault merkwürdigerweise nicht nennt: Rituale. Sie gehen aus dem Dispositiv, das in ihrem Zentrum steht, hervor, bedingen es aber auch, indem sie es repräsentieren, inszenieren und formatieren. Sie verstärken die Macht des Dispositivs, stabilisieren sie oder können sie in eine neue Richtung lenken. So in Kriegsritualen, die den Kampfeswillen von Soldat*innen stärken sollen und dazu die tiefsitzende Angst vor tödlicher Verwundung überwinden müssen. Rituale verdeutlichen, dass Dispositive keine starren Gefüge sind, wie die „architektonischen Einrichtungen“ vermuten lassen. Dispositive sind dynamisch und verändern sich mit jedem Faden, der im Netzwerk neu geknüpft wird.

Foucault hebt im Interview nochmals diesen Netzcharakter hervor und ergänzt einen Punkt, der für Vulnerabilität besonders aufschlussreich ist: Das Dispositiv sei „eine Art von – sagen wir – Gebilde [formation], das zu einem historisch gegebenen Zeitpunkt vor allem die Funktion hat, einer dringenden Anforderung [urgence] nachzukommen. Das Dispositiv hat also eine dominante strategische Funktion.“ (ebd. 419) Das französische *urgence* bezeichnet etwas, das so dringend ist, dass es eine Reaktion erforderlich macht, um unkalkulierbaren Schaden abzuwenden. In diesem Sinn bedeutet *urgence* auch *Notfall* oder gar *Notstand*. Ein Dispositiv lässt sich

demnach beschreiben als – so meine Definition – ein dynamisches Machtgefüge, das auf einen Notfall oder eine drängende Anforderung reagiert und das Denken und Handeln von Individuen und Gemeinschaften spurt (Keul 2024d, 292). Es gibt dem Denken und Handeln eine Richtung und formatiert es unter Umständen bis in seinen konkreten Verlauf hinein. In dieser Formatierungskraft liegt sein Machtpotenzial. Ist ein Dispositiv erst etabliert, so kann es sich in andere Bereiche ausbreiten, um auf andere dringende Anforderungen zu reagieren.²²

Die COVID-19-Pandemie erzeugte global einen solchen Notfall, der zum Um-Denken und Anders-Handeln aufforderte, denn eingespielte Denkweisen und Verhaltensmuster funktionierten nicht mehr. In Beantwortung des Notfalls wurde das gesellschaftliche Machtgefüge neu konfiguriert. Die Pandemie machte ‚Vulnerabilität‘ nicht nur zu einem gesellschaftlichen Schlüsselbegriff. Vielmehr erzeugte sie ein neues Dispositiv der Macht, das Vulnerabilitätsdispositiv (Keul 2021b, 10–36; 2024d).²³ Es reagierte auf ein unvorhersehbares, gefährliches Ereignis, setzte Transformationsprozesse in Gang und steuerte sie. Es entfaltete seine Wirksamkeit in allen Bereichen menschlichen Lebens und wurde so dominant, dass es die Landschaft der Dispositive langfristig veränderte. Die gesellschaftliche Bloßlegung der menschlichen Vulnerabilität war so massiv, dass sie sich nicht mehr unter die Schwelle der Wahrnehmbarkeit verdrängen ließ. Insbesondere in den ökonomisch besser gestellten Gesellschaften wandelte sich das Vulnerabilitätsbewusstsein.

Eine Konsequenz dieser Entwicklung liegt darin, dass sich seit der Pandemie mit Vulnerabilität ganz anders Politik machen lässt. Verwundbarkeiten wurden zu einem entscheidenden Argument in sozialen (Lessenich 2023), politischen (Rostalski 2024) und religiösen (Thiel 2023) Debatten. Ihre ambivalenten Machtwirkungen ver-

22 Der Begriff kommt aus dem lateinischen *dispositiō*, was wiederum *Ordnung*, *Ausrichtung*, aber auch *Anordnung*, *Verfügung* bedeutet. Demnach geht es um etwas Strukturelles und zugleich Disziplinarisches. Dispositive beziehen sich auf materielle Realitäten, sind aber zugleich Diskursphänomene. In der Ökonomie bezeichnet ‚zur Disposition stehen‘ die Gesamtheit der Mittel und Personen, die zur Erfüllung einer Aufgabe eingesetzt werden können. Im Französischen bedeutet *dispositif* auch die Anordnung von Bauteilen eines Apparats.

23 Foucault schrieb über viele Dispositive wie das der Sicherheit oder der Sexualität, aber nie über das der Vulnerabilität. Hierin sehe ich einen Hinweis darauf, dass dieses Dispositiv zu seiner Zeit noch nicht gab.

schärften sich mit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine 2022, dem Massaker der Hamas in Israel 2023 sowie dem anschließenden Krieg der IDF in Gaza und in Iran. Der „Vulnerable Youth Protection Act“ (Schorr 2025) gab gleich zu Beginn der zweiten US-Präsidentschaft Donald Trumps vor, junge Menschen vor Verletzung zu schützen. Es ging jedoch darum, Trumps Anti-Gender-Politik, die von evangelikalen und rechtskatholischen Kreisen unterstützt wird, durchzusetzen. Der Streit darüber, wie – teils widerstreitende – Verwundbarkeiten im Handeln zu gewichten seien, führte seit der Pandemie zu einer prekären Diskursivierung der Vulnerabilität und machte sie zu einer treibenden Kraft gesellschaftlicher und religionspolitischer Transformation.

Diese sehr komplexen Prozesse zu analysieren und damit das neue Dispositiv in seiner Dynamik und Wirksamkeit zu beschreiben, kann nur interdisziplinär gelingen. Aber ein Punkt ist bereits deutlich: Während die Geistes- und Sozialwissenschaften die menschliche Vulnerabilität seit der Jahrtausendwende in ihrer Komplexität und daher auch mit ihren paradoxen Machtwirkungen erfassen, führen die *gesellschaftlichen* Debatten seit der Pandemie erneut zu einer Engführung des Vulnerabilitätsbegriffs. Gut abgesicherte Gesellschaften, die bei jedem öffentlich diskutierten Auftreten von Vulnerabilität stets neue Sicherungsstrategien verlangen, trugen ihren Teil dazu bei, dass Vulnerabilität nur mit ihren destruktiven Machtwirkungen betrachtet wird. Daraus entsteht erneut eine binäre Codierung von Vulnerabilität und Resilienz. Eröffnet die damit verbundene Engführung von ‚Vulnerabilität‘ die Möglichkeit, beispielsweise im Erstarken des Rechtsextremismus und in der sich verschärfenden Migrationsabwehr, unter dem Deckmantel der Vulnerabilität Vulneranz zu verstecken, sie zu legitimieren und anzuheizen?

Das neue Machtdispositiv verleiht der Vulnerabilitätsforschung neues Gewicht. Schon während der Pandemie stieg die Zahl der Publikationen sprunghaft an (Brown 2022, 5–8). Mittlerweile liegen Bücher in englischer, deutscher und französischer Sprache vor, die eine Meta-Reflexion zur Bedeutung von Vulnerabilität und zur Genese des Diskurses betreiben. Von den neuern Publikationen seien drei (deutsch, englisch, französisch) exemplarisch genannt, die die gesellschaftliche Wirksamkeit der Vulnerabilität beleuchten und da-

mit zur Analyse des Dispositivs beitragen, auch wenn sie das Machtdispositiv nicht thematisieren.²⁴

- 1) Am klarsten tritt das Dispositive der Vulnerabilität in der Monografie „Die vulnerable Gesellschaft. Die neue Verletzlichkeit als Herausforderung der Freiheit“ hervor, die Frauke Rostalski, Juristin der Universität zu Köln, 2024 publizierte. Auch wenn Rostalski Vulnerabilität nicht als Dispositiv bestimmt, so beschreibt sie doch überzeugend, wie gewichtig das Argument der Vulnerabilität mittlerweile in gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen und politischen Entscheidungen geworden ist. Sie macht dies an mehr und mehr Regeln und Gesetzen fest, die das Ziel verfolgen, Gruppen zu schützen, die als besonders vulnerabel gelten. Die gravierende Veränderung in Bezug auf Vulnerabilität schlägt sich in den letzten Jahren in der Gesetzgebung nieder. Zwar könnte der Buchtitel „Die vulnerable Gesellschaft“ merkwürdig klingen, denn jede Gesellschaft ist – auf je verschiedene Weise – vulnerabel. Dass ausgerechnet die deutsche Gesellschaft als vulnerabel titulierte wird, obwohl ihre Sicherheitsstandards besonders hoch sind, kommt verschärfend hinzu. Das Merkwürdige hieran verweist auf das Verletzlichkeitsparadox, das unten (s. u. 2.2) erläutert wird und das besagt, dass eine Steigerung der Sicherungsmaßnahmen die Vulnerabilitätsannahme einer Gesellschaft erhöhen kann. Steigende Schutzmaßnahmen lenken die Aufmerksamkeit auf trotzdem noch fehlende Sicherungen und erwecken den Eindruck, besonders vulnerabel zu sein, auch wenn dies im Vergleich mit anderen Gesellschaften nicht stimmt. Daher stellt Rostalski zu Recht fest, dass Deutschland eine ‚neue Verletzlichkeit‘ charakterisiert. Nicht obwohl, sondern weil der Buchtitel ein Paradox impliziert, trifft es einen Nerv der Zeit. Das Buch wurde für den Deutschen Sachbuchpreis 2024 nominiert und löste kontroverse Debatten aus. Dabei steht das im Mittelpunkt, was Rostalski als „Diskursvulnerabilität“ bezeichnet: „dass sich Menschen als besonders verwundbar *durch das Gespräch selbst* erweisen“ (Rostalski 2024, 16) und darauf drän-

24 Der Begriff „dispositive of vulnerability“ wird in der Literatur selten verwendet, meist in der Migrationsforschung, aber eher wie etwas Selbstverständliches behandelt, das keiner genaueren Erläuterung bedürfe.

- gen, dass bestimmte „Personen, Argumente oder ganze Themen aus dem Diskurs ausgeschlossen“ (ebd. 17) werden.
- 2) Für das Vulnerabilitätsdispositiv ist auch die Studie des Amsterdamer Soziologen Patrick Brown aufschlussreich. „On Vulnerability. A Critical Introduction“ fokussiert 2022 die ungleiche Verteilung von Vulnerabilität in sozialen Gruppen und fragt nach den Interaktionen, Gruppendynamiken, politisch-ökonomischen Faktoren und Prozessen der Identitätsbildung, die eine solche Verteilung hervorbringen: „we see that wider geopolitical and historical dynamics bear importantly on who is vulnerable and in what ways. [...] vulnerability is inextricably linked to processes of control and power.“ (Brown 2022, 4) Damit liegt der Akzent darauf, dass Vulnerabilität durch Machtprozesse erzeugt wird, weniger darauf, dass sie selbst Macht ausübt. Brown betont die „embodied nature“ (ebd. 41; 109–123) der Vulnerabilität, weil diese in der Soziologie unterbelichtet sei. Besonders interessiert Brown der Zusammenhang von Vulnerabilität und Risikobereitschaft, wobei er Risiko als „a way of framing, handling and coping with our vulnerability“ (ebd. 89) begreift. Damit schafft er eine wichtige Verbindung zur Risikoforschung (s. auch Christoffersen 2019). Der Komplexität entsprechend, mit der Geisteswissenschaften die Vulnerabilität erfassen, bezieht er Vertrauen, Hoffnung, Glauben und die Praxis von Alltagsritualen als Bewältigungsstrategien in seine Überlegungen ein. „As with many aspects of our social lives, be it teaching, parenting, managing, loving or researching, it is the interdependency that is opened up for us, as we make ourselves vulnerable, that creates the possibilities and the joy of moving forward together with others.“ (Brown 2022, 161)
 - 3) Der am „*Institut Catholique de Paris*“ kurz vor der Pandemie entstandene Sammelband „*Vulnérabilités. Relecture critique à la croisée des disciplines*“ (Villemin und Fino 2019) ist in den Geistes- und Sozialwissenschaften verortet und setzt interdisziplinär an. Er beleuchtet die Vernetzung der Ebenen individueller Verwundbarkeiten und sozialer Prozesse und behandelt Fragen der Ethik und Humanität, beispielsweise im Migrationsdiskurs am Beispiel von Frontex. Denn sein Ziel ist es, anhand der Vulnerabilität die Bruchzonen der Gesellschaft zu analysieren und deren Ausmaß zu ermessen: „*L'ouvrage parcourt ainsi les zones*

de fracture de nos sociétés et nous permet d'en mesurer l'étendue.“ (Bordeyne 2019, 8) Dabei wird Vulnerabilität aber auch als Türöffner für neue soziale Interaktionen begriffen („brèche vers de nouvelles interactions sociales“, (Fino 2019, 12) und so mit ihrer kreativen Seite erfasst.

1.3 Zwei Nachbardiskurse im Dialog. Und die Vulneranz?

Die obige Analyse ergab, dass für die Vulnerabilitäts- die Resilienz- forschung aufschlussreich ist genauso wie umgekehrt für die Resilienz- die Vulnerabilitätsforschung. Die wechselseitige Beachtung trägt zur Vermeidung von Fehleinschätzungen und Sackgassen bei. Daher erscheint es vielversprechend, zwischen beiden Forschungsfeldern Brücken zu bauen und Erkenntnisse aus dem je fremden Forschungsfeld in die eigene Forschung aufzunehmen und weiterzuentwickeln. Ein ‚Zusammen-Denken‘ ist in doppeltem Sinn erforderlich, dass nämlich beide Diskurse zusammengeführt werden und sich stärker vernetzen, um gemeinsam weiter denken zu können. Denn Resilienz- und Vulnerabilitätsforschung befassen sich mit ähnlich gelagerten, aber komplementären Problemlagen. Sie sind vielfältig miteinander verbunden, insbesondere in den paradoxen Machtwirkungen, die in der vorliegenden Studie im Mittelpunkt stehen.

1.3.1 Benachbarte Forschungsfelder – Agency, Empowerment, Widerstandsfähigkeit; Trauma, Krise, Katastrophe

Allerdings ist es nicht selbstverständlich, dass der Vulnerabilitätsdiskurs über Resilienz spricht. Ebenso wenig ist im Resilienzdiskurs zwangsläufig von Vulnerabilität die Rede. So kann die Resilienzforschung stärker mit dem Schlüsselwort ‚Krise‘ arbeiten, auch wenn Vulnerabilität zur Analyse herangezogen wird (Richter 2021). Nicht einmal alle Forschungen, die Resilienzprozesse beschreiben, arbeiten mit dem Resilienzbegriff. Warum welche Begriffe vorgezogen werden und welche besonderen Akzente oder Abgrenzungen damit einhergehen, wäre eine eigene Untersuchung wert. An dieser Stelle muss ein kurzer Blick auf angrenzende Forschungsfelder genügen. Denn die interdisziplinäre Ausrichtung hat zur Folge, dass die Ver-

netzungen mit Nachbardiskursen vielfältig sind und sich stets erweitern.

In Kontexten, die den Resilienzbegriff kritisieren, wird häufig anstelle des Resilienz- ein anderer Schlüsselbegriff verwendet wie ‚Agency, Empowerment, Widerständigkeit‘. In der Ökologie etablierte sich früh der Begriff ‚Nachhaltigkeit‘, der das menschliche Handeln danach beurteilt, wie hoch oder niedrig seine potenzielle Schadwirkung ist, die wiederum die Resilienz beeinflusst (Schneider und Vogt 2016a, 185). In der Migrationsforschung setzt sich in den letzten Jahren insbesondere der Begriff ‚Agency‘ durch (Bieler et al. 2019; Keul 2021a). Der Arbeitskreis „Flucht, Agency und Vulnerabilität“ im „Netzwerk Fluchtforschung“ arbeitet hiermit (Bauer-Amin 2018; Schmitt 2019; Schmitz 2023/2024)²⁵ genauso wie der Sammelband „Power in Vulnerability. A Multi-Dimensional Review of Migrants’ Vulnerabilities“ (Fromm et al. 2021). Bei Letzterem ist der Begriff „Power in Vulnerability“ interessant, weil bereits der Titel die binäre Codierung durchbricht: Vulnerabilität wird nicht ausschließlich als passiv-machende Ohnmacht verstanden, sondern es wird nach der Power gefragt, die in ihr steckt. „We understand the term as an anthropological category and therefore argue not to bluntly invalidate it but to approach it as an indispensable counterpart to empowerment, resilience and recognition.“ (ebd. XIII) ‚Agency‘ richtet den Blick auf die Handlungsfähigkeit von Menschen, die in widrigen bis inhumanen Lebensbedingungen widerständig agieren und trotz hoher Hindernisse selbst geringe Handlungschancen zu nutzen verstehen. Er ist innerlich mit Resilienz verbunden, doch der Begriff wird wegen seiner Anfälligkeit für neoliberale Machtzugriffe weniger verwendet. Denn solche Machtzugriffe sind für Menschen, die auf der Flucht multiple Verletzungen erleiden, besonders prekär. Zudem reagiert die Verwendung von ‚Agency‘ auf die Gefahr der Vulnerabilisierung. Wenn Menschen, die fliehen mussten, als vulnerable Gruppe gesehen werden, diese Vulnerabilität jedoch ausschließlich als Passivität verstanden wird, ermöglicht dies Paternalismus, der zwar unter Schutz stellt, dem sich Geflohene aber auch unterwerfen müssen. Vulnerabilität wird dann zum Effekt sozial-politischer Machtprozesse, der Menschen victimisiert, indem

25 Zum Arbeitskreis siehe <https://fluchtforschung.net/arbeitskreise/flucht-agency-und-vulnerabilitaet/>.

er ihre Selbstwirksamkeit beschneidet. ‚Agency‘ hingegen betont, dass Menschen solchen Effekten Widerstand entgegensetzen und damit auch erfolgreich sein können. Die Rede von ‚Agency‘ wirkt in der Migrationsforschung der Gefahr der Vulnerabilisierung entgegen und wehrt damit auch Tendenzen der Paternalisierung ab.

Im Politischen war der Begriff ‚Sicherheit‘ lange Zeit vorherrschend und spielt weiterhin eine zentrale Rolle; zugleich setzt sich der Resilienzbegriff immer mehr durch (Münkler und Wassermann 2012). Mittlerweile verbreitet er sich auch in Debatten darüber, wie sich Europa gegen kriegsrische Angriffe verteidigen oder diese präventiv verhindern kann. Seit Beginn des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine 2022 werden Begriffe wie ‚Robustheit‘, ‚Wehrhaftigkeit‘ und ‚Kriegstüchtigkeit‘ als erklärende Nachbarbegriffe der Resilienz verwendet. Beispielhaft sind hierfür die Überlegungen des Politikwissenschaftlers Karl-Rudolf Korte zu ‚demokratischer Resilienz‘, die er in Zeiten multipler Krisen herausgefordert sieht und daher als ‚robuste Resilienz‘ versteht: „Kuratiertes Regieren ist Teil von robuster Resilienz, die im Idealfall nicht nur die Wettbewerbsfähigkeit des demokratischen Verfassungsstaates sichert, sondern präskriptiv schützen kann.“ (Korte 2022, 145) Wie sich der Resilienzbegriff im Kontext von Kriegsgefahr verändert, ist eine spannende, nicht nur politikwissenschaftliche Frage.

Ein Nachbardiskurs zur Vulnerabilität ist die Traumaforschung, worauf bereits die Etymologie hinweist. Denn ‚Trauma‘ kommt aus dem Griechischen und bedeutet Wunde, Verletzung; Schock, Schädigung, Erschütterung; aber auch, aus der Sprache der Seefahrt stammend, „Loch, Leck und Verlust“ (Schult 2020, 17) und damit eine schmerzliche, gefährliche Leerstelle. Es geht um „Erfahrungen, die unfasslich scheinen und sich kaum auf den Begriff bringen lassen. Das hängt [...] auch an der Verstörung sprachlicher Zusammenhänge durch das, was *die Sprache verschlägt*, was *fassungslos macht* und *sich nicht begreifen lässt*.“ (ebd. 13) Damit handelt es sich bei Trauma um eine besonders destruktive Form der Verwundung, einen Machtzugriff von außen, der kaum zu bewältigen ist (so jedenfalls in der Wissenschaftssprache, die Alltagssprache fasst den mittlerweile popularisierten Begriff erheblich weiter). Die Traumaforscherin und Theologin Maike Schult merkt an, dass die Psychotraumatologie den Resilienzbegriff kaum verwendet und ihn eher als „Gegenspieler“ versteht (ebd. 17), weil er häufig mit Machbarkeits-

vorstellungen verbunden ist, die der destruktiven Kraft eines Traumas nicht angemessen sind. Auch hier zeigt sich die Notwendigkeit, an der Komplexität grundlegender Begriffe und an der Dynamik der entsprechenden Realitäten zu arbeiten.

Die Vernetzung der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung ist in vielen Strängen mit benachbarten Diskursen verbunden. Häufig werden benachbarte Begriffe herangezogen, um einen Schlüsselbegriff zu definieren, wenn etwa die Humangeografie von einem „Verständnis von Resilienz als Widerstands- und Anpassungsfähigkeit von gekoppelten Mensch-Umwelt-Systemen“ (Bobar und Winder 2018, 87) spricht. Da Begriffe wie Resilienz, Agency, Widerstandskraft, Anpassungsfähigkeit, Selbstwirksamkeit, Autonomie, Gesundheit einerseits; und wie andererseits Vulnerabilität, Krise, Krankheitsanfälligkeit, Schwachstelle, Katastrophe, Fragilität, Abhängigkeit sich jeweils überschneiden, entsteht die Problematik binärer Codierung, wie sie im Folgenden erläutert wird, auch bei anderen Begriffspaaren. Die Analyse wird im Folgenden für ‚Vulnerabilität und Resilienz‘ durchgeführt. Zu untersuchen wäre darüber hinaus, ob die Problematik bei ‚Vulnerabilität und Agency‘ oder ‚Krise und Resilienz‘ und weiteren Begriffspaaren ähnlich gelagert ist oder wo Unterschiede liegen.

1.3.2 ‚Vulnerabilität und Resilienz‘ – warum entstand das Begriffspaar?

Für die Resilienzforschung ist Vulnerabilität eine entscheidende Kategorie, denn nur wo es Wunden und Verwundbarkeiten gibt, braucht es überhaupt Resilienz. Wer Resilienz erkennen und erhöhen will, muss konkrete Verwundbarkeiten kennen und erforschen. Dabei kommt der Zukunftsperspektive von ‚Verwundbarkeiten‘ spezielle Bedeutung zu, weil nicht nur Wunden selbst, sondern das, was diese im wahrsten Sinn des Wortes *verkörpern*, nämlich die Verwundbarkeit, Angst vor erneuter Verwundung erzeugen und damit die Resilienz erheblich beeinflussen kann. Nach einem Gewaltzugriff erinnern selbst verheilte Wunden in Form von Narben an die eigene Vulnerabilität. Maßnahmen zu Schutz und Sicherung werden wegen der Vulnerabilität ergriffen, die sich in Narben verkörpert. Worin diese Maßnahmen bestehen und was sie bewirken können,

ist selbst wiederum komplex. Die Dynamiken von Vulnerabilität und Resilienz bewegen sich in Machtfeldern, die es wissenschaftlich und bestenfalls interdisziplinär zu analysieren gilt. Dies betrifft Einzelpersonen genauso wie Gruppen und Sozialsysteme.

„Die Kenntnis der Vulnerabilität bestimmter Bevölkerungsschichten, Orte, etc. ist gleichzeitig unbedingt notwendig für die Erhöhung der Resilienz selbiger. Diese Faktoren zu kennen, erlaubt es erst politisch Verantwortlichen, Katastrophenmanagern, Stadtplanern, etc.[.] erstens verwundbare Gruppen zu identifizieren und zweitens geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um deren Resilienz zu erhöhen.“ (Schartem und Thoma 2016, 137)

Auf der anderen Seite kommt auch die Vulnerabilitätsforschung nicht ohne den Blick auf Resilienz und mit ihr verbundene Phänomene wie Agency aus. Verwundbarkeiten zu erforschen, ohne danach zu fragen, welche praktischen Konsequenzen daraus zu ziehen sind, würde nicht viel nutzen. Mehr noch: Wenn sich Vulnerabilitätsforschung beispielsweise in Fragen der Migration oder im Bereich von Missbrauch und Vertuschung allein auf die Vulnerabilität von Opfern fokussiert, besteht die Gefahr, einen Tunnelblick zu entwickeln und damit als Forschung selbst zur Vulnerabilisierung der Betroffenen (Flüchtende oder von sexueller Gewalt Geschädigte) beizutragen. D. h. diese werden mit der Einstufung als Vulnerable zugleich als passiv definiert, so dass ihre bereits erbrachten Leistungen sowie ihre aktuelle Handlungsstärke unsichtbar bleiben und nicht zum Tragen kommen können. Der Tunnelblick auf Vulnerabilität führt dann zur Vulnerabilisierung.

Sachlich sind Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung daher eng miteinander verbunden. Dass dies aber nicht immer explizit wird, auch weil in diesem Feld viele Begriffe gebraucht werden, zeigt sich exemplarisch bereits an der oben erwähnten Kauai-Studie. Die 1971 publizierten Ergebnisse der ersten Forschungsphase, in der die Kinder bis zum vollendeten 10. Lebensjahr untersucht wurden, arbeitet noch nicht mit den beiden Schlüsselbegriffen (Werner u. a. 1971). Verwundbarkeiten werden mit konkreten Beschreibungen adressiert wie ‚prenatal-perinatal stress‘ oder ‚low-birth-weight babies‘; ‚poverty of the family‘, ‚substance abuse‘ oder ‚educational distance‘ der Eltern in Bezug auf den Schulerfolg der Kinder. Der Begriff ‚vulnerable‘ kommt nur am Rande vor, ‚Resilienz‘ noch gar nicht. Dies ändert

sich mit der Publikation zur zweiten Forschungsphase, in der die Kinder bis zum 20. Lebensjahr begleitet wurden. Nun prägen die Schlüsselbegriffe sogar den Titel: „Vulnerable but Invincible. A longitudinal study of resilient children and youth“ (Werner und Smith 1982). Im Bericht über die letzte Forschungsphase, publiziert 2001, ist ‚Vulnerabilität‘ wieder aus dem Titel verschwunden, stattdessen wird ‚risk‘ als Schlüsselbegriff verwendet und ‚resilience‘ durch ‚recovery‘²⁶ ergänzt: „Journeys from Childhood to Midlife: Risk, Resilience, and Recovery“ (Werner und Smith 2001). Die Sprache veränderte sich im Verlauf der Forschung, so dass im Bericht von 2001 Begriffe wie ‚resilience‘, ‚risk factors‘, ‚protective factors‘ oder ‚coping‘ selbstverständlich geworden sind. Auch das Begriffspaar ‚vulnerability and resilience‘ kommt nun vor: „Thus, we need to look more carefully at the contributions of shared versus nonshared family environments to the vulnerability and resilience of high-risk children“ (Werner und Smith 2001, 182). Bekannt wurde Emmy Werner als Resilienzforscherin.

Verwundbarkeiten und Resilienzen können auch dann untersucht werden, wenn die *Begriffe* nicht verwendet werden. Auch das gilt es beim Austausch der beiden Nachbardiskurse zu bedenken. Weil sich ihre Problemfelder überschneiden, entstanden beide Forschungsrichtungen zwar teilweise unabhängig voneinander, teilweise aber auch in mehr oder weniger enger Verbindung zueinander. So entwickelte sich in Medizin und Psychologie schon früh die Gegenüberstellung von ‚Vulnerabilität und Resilienz‘ zu einem gängigen Begriffspaar (Güfel 2010; Laucht 2003).²⁷ Der „Deutsche Ethikrat“ veröffentlichte im April 2022, noch während der COVID-19-Pandemie, eine ausführliche Stellungnahme zur Gesamteinschätzung der Lage. Sie trägt den Titel „Vulnerabilität und Resilienz in der Krise – Ethische Kriterien für Entscheidungen in einer Pandemie“ (Deut-

26 Der Begriff „recovery“ wurde aufgenommen, weil Störungen in früheren Jahren sich später nicht automatisch negativ auswirkten: „More than any other group in this cohort, the individuals who had successfully overcome serious mental health problems in their teens had learned positive lessons from serious illnesses and accidents that had struck them or close family members in their twenties and thirties“ (Werner und Smith 2001, 115).

27 Bergemann und Frewer (2019) verwenden das Wortpaar ‚Vulnerabilität und Autonomie‘, arbeiten aber auch mit ‚Empowerment‘; ‚Resilienz‘ kommt nur am Rande vor.

scher Ethikrat 2022). Mittlerweile findet das Paar sich auch in vielen anderen Disziplinen und Forschungsfeldern, beispielsweise in der Salutogenese, in der Sozialraum- (Christmann und Ibert 2016), der Katastrophen- (Krüger et al. 2015) oder der Sicherheitsforschung (Münkler und Wassermann 2012).

Für die Analysen des vorliegenden Buchs ist der Charakter von ‚vulnerability and resilience‘ als Begriffspaar, das sich in den letzten Jahren auch international etablierte, von besonderer Bedeutung. Dem Ngram-Viewer von Google-Books zufolge stieg die Verwendung des Begriffspaares im Deutschen und Englischen seit 1995 steil an (Google Books 2025c). Dieser Trend findet seine Bestätigung in wissenschaftlichen Diskursen, die das Begriffspaar entweder mit einer gewissen Selbstverständlichkeit verwenden, ohne dies näher zu begründen; dies ist nach meinen Recherchen häufig der Fall. Oder die Verwendung des Begriffspaares wird auf einer Metaebene reflektiert. Im deutschsprachigen Kontext steht hierfür das oben bereits zitierte Working Paper des Geografen und Sozialraumforschers Hans-Joachim Bürkner von 2010. Es gibt eine knappe Definition des Begriffspaares: „Vulnerabilität (verstanden als Verletzlichkeit von Menschen und Gegenständen angesichts von Gefährdungen) und Resilienz (verstanden als widerständige, strukturstabilisierende, regenerative Reaktionen auf Gefährdungen oder Schädigungen)“ (Bürkner 2010, 6). In Bezug auf Bohle (2008) stellt er heraus, dass beide Größen „das Ergebnis sozialer Prozesse und sozialer Konstruktionen der Wirklichkeit sind, die wiederum mit Machtverteilungen und dem Zugriff von Individuen und Gruppen auf ungleich verteilte Ressourcen in Zusammenhang stehen“ (ebd.). Er konstatiert eine „Untertheoretisierung“ (Bürkner 2010, 24–35) und empfiehlt: „Eine verstärkte Hinwendung zu diskurskritischen Analysen und zur Neuformulierung von Vulnerabilität und Resilienz als Phänomenen politischer Strategiebildung, sozialer Kommunikation und der gesellschaftlichen Normalisierung sozialräumlicher Disparitäten könnte auf diesem Wege hilfreich sein.“ (ebd. 40) – Aus heutiger Sicht fallen in Bürknens hervorragender Darstellung zwei Punkte auf. Zum einen spielt Judith Butler keine Rolle. Dies zeigt diskursgeschichtlich, dass manche Forschungsansätze nicht zueinander finden, obwohl sie inhaltlich eng verbunden sind. Zum anderen geht Bürkner der im Folgenden behandelten Frage, wie sich Vulnerabilität und Resilienz zueinander verhalten, welche Wechselwirkungen

und Dynamiken sie zueinander entwickeln, nicht näher nach. Selbst in dieser kritischen Metareflexion bleibt das Begriffspaar ‚Vulnerabilität und Resilienz‘ in gewissem Sinn selbstverständlich gesetzt.

Nun ist 2010 schon einige Jahre her, und seitdem hat sich in den Diskursen um Vulnerabilität und Resilienz viel getan. Trotzdem ist festzustellen, dass es bislang unzählige Berührungen im Themenfeld ‚Vulnerabilität und Resilienz‘ gibt, dass aber ein intensiver Dialog der beiden Nachbardiskurse, der das Verhältnis beider Begriffe zueinander diskutieren würde, ein Desiderat darstellt. Das macht die dahinterliegende Forschungsfrage, wie sich Vulnerabilität und Resilienz zueinander verhalten, für die Grundlagenforschung umso interessanter. Was hat es mit diesem Begriffspaar auf sich? Das beleuchtet der folgende Punkt zur binären Codierung.

1.3.3 Heilsversprechen gegen Unheilsdrohung – das Problem mit der Balkenwaage

Im Blick auf die diskursgeschichtliche Entwicklung treten zwei Punkte hervor.

- Zum einen wurde der Resilienzbegriff in seiner Popularisierung als eine Art Heilsbegriff konstituiert, während mit dem Vulnerabilitätsbegriff das genaue Gegenteil geschah, so dass er etwa in der COVID-19-Pandemie als eine Art Unheilsbegriff auftrat. In beiden Kontexten wurde der zunächst deskriptiv verstandene Wissenschaftsbegriff in einen normativen Alltagsbegriff überschritten.²⁸ In der Folge stand das Heilsversprechen der Resilienz der Unheilsdrohung der Vulnerabilität gegenüber. Eigenschaften, die gesellschaftlich als negativ gewertet werden, waren auf der Seite der Vulnerabilität angesiedelt. Resilienz ist wünschenswert, Vulnerabilität jedoch nicht. ‚Resilienz und Vulnerabilität‘ wurde zu einem Gegensatzpaar: vulnerabel bedeutet *unsicher, gefährdet, ohnmäch-*

28 Das Problem mangelnder Unterscheidung von deskriptiver und normativer Verwendung des Begriffs müsste jedoch auch im Blick auf die Wissenschaften selbst reflektiert werden. Wenn Vulnerabilität prinzipiell als etwas gilt, das abzusenken sei, so wird die Deskription in wertende Handlungsoptionen überschritten. Dagegen ist nichts einzuwenden, solange diese Überschreitung in ihren multiplen Machtwirkungen reflektiert wird.

tig, schwach, hilflos, abhängig, lethargisch, passiv, störungsanfällig, angreifbar; resilient hingegen *sicher, stark, belastbar, aktiv, krisenfest, geschützt, autonom, leistungsfähig, unangreifbar*. Wenn Resilienz als Heilsbegriff und Vulnerabilität als Unheilsbegriff konstituiert und beide zu einem Begriffspaar zusammengestellt werden, dann entsteht eine binäre Codierung.

- Zum anderen aber gab es in beiden Wissenschaftsdiskursen unterschiedene Kritik an dieser Codierung, allerdings zunächst im Blick auf den *je eigenen* Schlüsselbegriff. Die Resilienzforschung kritisierte die Resilienz als utopischen Heilsbegriff; die Vulnerabilitätsforschung Vulnerabilität als passivgestellten Unheilsbegriff. Dabei wurde die Kritik im jeweils *anderen* Diskurs kaum wahrgenommen, aufgegriffen und diskutiert. Der Resilienzdiskurs weiß um die Kritik am eigenen Schlüsselbegriff, die Kritik am Vulnerabilitätsbegriff ist kaum bekannt; und umgekehrt.

Beide Diskurse durchliefen eine komplementäre Entwicklung, ohne dass die Bedeutung der Komplementarität eigens reflektiert worden wäre. Daher stellt sich die Frage, welche Erkenntnisse zu gewinnen sind, wenn beide Diskurse zusammengeführt werden und sich mit ihrem je kritischen Potenzial wechselseitig bereichern. Bei dieser Zusammenführung spielt das Kernproblem eine entscheidende Rolle, mit dem es beide je für sich sowie beide im Austausch miteinander zu tun haben: die binäre Codierung, die beide Schlüsselbegriffe zu einem Gegensatzpaar, einem Antonym, macht. Obwohl beide Schlüsselbegriffe im je eigenen Diskurs durchaus kritisch verwendet, komplex erfasst und differenziert entwickelt wurden, entfaltete das Begriffspaar als Antonym eine große Wirksamkeit.

Die Frage, wie sich Vulnerabilität und Resilienz zueinander verhalten, findet mit der binären eine einfache Antwort: Sie sind miteinander verbunden wie eine Waage, bei der der Gewinn auf der einen Seite zum Verlust auf der anderen Seite führt. Beide Größen sind im Wechselverhältnis aneinander gebunden: Steigt die Resilienz, so sinkt die Vulnerabilität; steigt die Vulnerabilität, so sinkt die Resilienz. Die binäre Codierung begreift das Verhältnis beider Größen als Nullsummenspiel. Gewinn und Verlust gleichen sich aus, das Ergebnis ist Null. Nimmt man ‚Vulnerabilität versus Resilienz‘ als Antonym zum Ausgangspunkt, so lässt sich das Ziel wissenschaftlicher Forschung klar bestimmen: *reducing vulnerability and enhancing resilience*; Vulnerabilität ist zu reduzieren, Resilienz zu steigern.

Natur- und lebenswissenschaftliche Forschungen zur Resilienz, die in der binären Codierung arbeiten, haben erhebliche Erfolge zu verzeichnen (s. u. 2.1). Wer möchte nicht wissen, wo der eigene Lebensort Schwachstellen hat und wie dieser Gefahr entgegenzuwirken ist, so dass die Resilienz gegenüber Stürmen, Hagelschlag, Überflutung, aber auch Überfall, Betrug, Ausgrenzung usw. steigt? Trotzdem stellt sich die Frage, ob Vulnerabilität und Resilienz immer noch einer solchen binären Codierung funktionieren. Kommt es in jedem Fall darauf an, Vulnerabilität abzusenken und Resilienz zu fördern?

Die Tendenz zu einer binären Codierung zeigt sich bereits in den Anfängen der Resilienzforschung. Anfänglich – und teils bis in die heutige Zeit – wurde sogar der Begriff „invulnerable“ als Charakterisierung von Resilienz verwendet. Der britische Psychoanalytiker Elwyn James Anthony sprach 1974 von „The syndrome of the psychologically invulnerable child“ und brachte damit den Begriff der Invulnerabilität in die Debatten ein. Aber Kinder können genauso wenig wie andere Menschen unverwundbar sein. Trotzdem verwendete auch die Bielefelder Studie zur Resilienz von Kindern, die in Heimen großwurden (Lösel et al. 1990), noch 1990 den Begriff „Invulnerabilität“, um Resilienz zu bestimmen, und setzte diese damit in Widerspruch zur Vulnerabilität: entweder vulnerabel oder resilient, d. h. invulnerable. Die Studie wird bis heute als „Bielefelder Invulnerabilitätsstudie“ zitiert. Zudem wird der Begriff heute noch in der pädagogischen Vulnerabilitätsforschung aufgegriffen. „Nicht-verletzbarkeit bezieht sich [...] darauf, dass sich Menschen trotz gravierender Risiken psychisch und sozial ‚normal‘ entwickeln und gegenüber Belastungen in besonderem Maße psychisch flexibel und stressresistent erscheinen.“ (Stöhr et al. 2019, 109) Aber wenn ein Mensch nicht verletzt wird, heißt das nicht, dass er nicht verletzbar sei.

Der Buchtitel der Kauai-Studie „Vulnerable but Invincible“ (Werner und Smith 1982) verwendet mit „invincible“ ebenfalls eine utopische Kategorie, obwohl die Studie die Binarität insofern überschreitet, als offensichtlich beides zugleich möglich ist, nämlich vulnerabel zu sein und dennoch nicht besiegt zu werden.

„We then introduce a model that shows the interrelationships between major risk factors at birth and stressful life events that increased *vulnerability*, and protective factors within the child and his caregiving environment that increased *stress resistance*. The *balance* between risk,

stress, and protective factors appears to account for the range of adaptive and maladaptive outcomes observed in this study.“ (Werner und Smith 1982, 119)

Risikofaktoren, die die Vulnerabilität erhöhen, und Schutzfaktoren, die die Vulnerabilität reduzieren, werden hier mit „balance“ in Beziehung zueinander gesetzt, so dass die Annahme naheliegt, es handle sich wie bei einer Balkenwaage um ein Nullsummenspiel.²⁹ Das stellt vor zwei grundlegende Forschungsfragen.

- Zum einen: Kann es zu beiden Größen ein Drittes geben, das für die Resilienzanalysen relevant ist? Aus der Vulnerabilitätsforschung bietet sich hier das andere Gegenüber der Vulnerabilität an, die Vulneranz. Welche Realitäten werden übersehen oder verdrängt, wenn sie nicht in die Analysen einbezogen wird? Kann Resilienz auch durch Vulneranz erhöht werden? Dann wäre das Steigern von Resilienz nicht in jedem Fall anzustreben.
- Zum anderen: Kann Resilienz nur durch ein Absenken der Vulnerabilität (etwa durch Verstärkung der Schutzfaktoren) erhöht werden? Führt das Absenken der Vulnerabilität automatisch zur Steigerung der Resilienz? Das würde bedeuten, dass Vulnerabilität strikt zu vermeiden und möglichst niedrig zu halten wäre. Oder gibt es auch Fälle, wo ein Erhöhen der Vulnerabilität zugleich die Resilienz (Kreativität, Stärke, Handlungskompetenz ...) steigert? Wenn ja, dann ist ein Absenken der Vulnerabilität gar nicht in jedem Fall anzustreben.

Im Resilienzdiskurs wird die Komplexität der Machtwirkungen immer wieder betont: „Relativ schnell hat sich aber seit den 1980er Jahren der Blick auf das hoch komplexe Zusammenspiel zwischen Vulnerabilität, Trauma und Risikofaktoren auf der einen Seite und Resilienz, Ressourcen und Schutzfaktoren auf der anderen Seite enorm erweitert“ (Fookan 2016, 30). Der Begriff der Invulnerabilität wird heute selten verwendet. Was sich aber fortsetzt, ist die Einteilung von ‚negative Vulnerabilität‘ und ‚positive Resilienz‘.³⁰ Hier einige von vielen möglichen Beispielen. „Der Begriff der Re-

²⁹ Um auch ein Beispiel aus der Ratgeberliteratur zu nennen: „Das Fehlen von Resilienz wird auch als ‚Vulnerabilität‘ bezeichnet“ (Draht 2024, 32).

³⁰ Ausnahmen bestätigen die Regel. So kennt Diane E. Davis eine ‚negative Resilienz‘, auch wenn es in ihrer Untersuchung zur „Urban Resilience in Situations of Chronic Violence“ auf die positive Resilienz ankommt: „Negative resilience

silienz umschreibt diese Widerstandsfähigkeit gegenüber belastenden Umständen und Ereignissen und stellt somit einen positiven Gegenbegriff zur Vulnerabilität dar.“ (Gabriel 2005, 207) – „Das Gegenstück zur Vulnerabilität ist Resilienz.“ (Bengel et al. 2009, 20) – In „Resilienz – Kritik eines populären Konzepts“ stellen Stamm und Halberkann zunächst fest, dass die Bestimmung des Resilienz-begriffs interdisziplinär ausführlich diskutiert wurde, ohne Konsens über seine Definition zu erzielen. Und dann heißt es: „Einzigste Gemeinsamkeit bildet das Verständnis, wonach Resilienz das positive Gegenkonstrukt zur Vulnerabilität darstellt, d. h. zur genetisch und/oder biographisch erworbenen Verletzbarkeit des Menschen“ (Stamm und Halberkann 2015, 61).

In der Einleitung zur deutsch-französischen Studie „Vulnerabilität / La vulnérabilité“ beschreiben Klaus Ridder und Steffen Patzold treffend:

„In allen diesen anwendungsbezogenen und auf die Gegenwart ausgerichteten Feldern wird ‚Vulnerabilität‘ in der Regel als etwas Negatives verstanden. [...] Der Begriff lenkt den Blick auf Schwächen und Abhängigkeiten des Menschen, die dem Ideal eines autonomen Lebens entgegenstehen. Verletzlichkeit wird damit als ein Zustand betrachtet, den es zu vermeiden, ja zu bekämpfen gilt [...] Dem Konzept der ‚Vulnerabilität‘ entgegengestellt wird bei alledem der Begriff der ‚Resilienz‘. Sie wird ihrerseits als etwas Positives verstanden: Der Begriff impliziert eine Minderung von Verletzlichkeit, eine Verbesserung der Puffer-Kapazitäten gegen mögliche Störungen, Schädigungen und externe Attacken, aber auch eine Stärkung der individuellen Fähigkeit, sich schnell von einem gravierenden Schaden oder Verlust zu erholen.“ (Ridder und Patzold 2020, 4)

Sogar in den Naturwissenschaften fällt die binäre Konstituierung auf und weckt Widerspruch. So bemerkt Sonja Deppisch in der Studie „Cities and Urban Regions Under Change – Between Vulnerability, Resilience, Transition and Transformation“:

occurs when violence entrepreneurs have gained effective control of the means of coercion, and impose their own forms of justice, security, and livelihoods. In such situations – most frequently in informal neighbourhoods where property rights are vague or contested – the community is fragmented and seized by a sense of powerlessness, and the state is absent or corrupted“ (Davis 2012, 9).

„However, in literature vulnerability is sometimes conceptualized as the opposite of resilience, in the sense that if vulnerability is reduced, resilience is increased, especially relating to environment change, risks and disasters [...] [W]ith a vulnerability focus we look at the ‚susceptibility or violability‘ of individuals, groups or structures against harms and risks while with a resilience lens we are focusing more on the ability also of persons as well as groups and structures up to a whole system to prevent or re-organize after damage has occurred.“ (Deppisch 2017, 4)³¹

Direkt anschließend bemerkt Deppisch, dass dies eine recht eingeschränkte Sicht auf Resilienz sei, die differenzierter betrachtet werden müsse. Dasselbe gilt für die Vulnerabilität. Immer mehr Forschungsansätze ziehen die binäre Codierung in *erwünschte Resilienz* und *unerwünschte Vulnerabilität* in den letzten Jahren in Zweifel. In den Ingenieurwissenschaften heißt es: „Vulnerabilität und Resilienz sind in diesem Zusammenhang nicht als zwei Seiten einer Medaille zu verstehen. Eine niedrige Verwundbarkeit führt nicht automatisch zu hoher Resilienz. Die beiden Konzepte sind zwar eng miteinander verknüpft, sie folgen aber jeweils einer eigenständigen Logik.“ (Schartem und Thoma 2016, 137) In der Realität zeigen sich paradoxe Phänomene und überraschende Kreuzbewegungen. Nicht nur jeder Schlüsselbegriff für sich, sondern auch das Verhältnis beider Größen zueinander erweist sich als komplexer. So heißt es aus sozio-räumlicher Perspektive:

„Entgegen der konventionellen Lesart ist es nicht zwingend, dass Vulnerabilität immer negativ und Resilienz immer positiv zu werten sind. Aus einer langfristigen historischen Perspektive können manche Zusammenbrüche vulnerabler Systeme als Auslöser für wichtige Entwicklungsschübe betrachtet werden [...]. Resilienzbildungen [können] negative Effekte haben, etwa indem sie zu nicht-intendierten Effekten führen, die ihrerseits Probleme hervorrufen können, indem sie alternative Lösungen ausblenden oder indem sie Machtpositionen einzelner stärken“ (Christmann et al. 2011, 6; s. auch Christmann und Ibert 2016, 243).

Insa Fooken weist darauf hin, dass „vulnerabilitätsbezogene[n] Risikofaktoren und resilienzaffine[n] Schutzfaktoren [...] in komplexer

31 Der Sammelband „Urban Regions Now & Tomorrow: Between vulnerability, resilience and transformation“ überschreitet die konservative Lesart von Resilienz als ‚nach Störung in einen früheren Zustand zurückspringen‘, indem er als dritte Kategorie „transformation“ einbezieht (Deppisch 2017).

und nichtlinearer Weise wechselseitig aufeinander bezogen und somit beide auch gleichzeitig bei Menschen ausgeprägt sein können.“ (Fookon 2016, 16). Wenn die Metapher von der Waage treffend wäre, „dürfte es keine (gleichzeitige) Ausprägung von sowohl Vulnerabilität als auch Resilienz geben.“ Aber empirisch zeigen sich „scheinbar paradoxe Zusammenhänge“ (ebd.).

Auch die Armutsforschung bezweifelt das Waage-Schema:

„Eine gewisse Ähnlichkeit der beiden Konzepte darf aber nicht dazu führen, Vulnerabilität und Resilienz zwangsläufig als Gegensatzpaar einzustufen. Dies verleitet zu einer Betrachtung im Waage-Verhältnis, wo beispielsweise ein Mehr an Resilienz zu einem Weniger an Verwundbarkeit führt, wie das in einigen Strategiepapieren aus dem Bereich der Entwicklungszusammenarbeit bzw. Armutsbekämpfung anklingt“ (Bobar und Winder 2018, 88).

Die Sicherheitsforschung wiederum stellt heraus, dass eine Gesellschaft nicht zwangsläufig resilienter wird, wenn sie versucht, möglichst unverwundbar zu werden, indem sie Gewalt gegen andere Staaten ausübt. Die eigene Gewaltsamkeit kann wie ein Bumerang mit verstärkendem Effekt auf sie zurückfallen (s. u. 3.1.1).

Fazit: Seit sich die Geistes- und Sozialwissenschaften etwa ab der Jahrtausendwende in den Debatten zu Wort melden, fassen sie die Schlüsselbegriffe Vulnerabilität und Resilienz neu und stellen die binäre Codierung als Verhältnisbestimmung in Frage. Das Bild von der Waage, das ein Nullsummenspiel suggeriert, trifft die Sachlage nicht, sondern das Spannungsfeld ist viel komplexer und dynamischer, als es zunächst erscheinen mag. Oder wie es Sturla J. Stålssett in „A Political Theology of Vulnerability“ beschreibt: „Resilience, then, is ambiguously situated in relation to vulnerability. It can express vulnerable agency, but also be misused as an ideological instrument to aggravate and legitimize precarity by covering up its causes.“ (Stålssett 2023, 97) Erhöhte Vulnerabilität führt nicht automatisch zum Absinken der Resilienz. Erhöhte Resilienz führt nicht automatisch zum Absinken der Vulnerabilität. Verborgene Kreuzbeziehungen, multiple Wechselwirkungen und überraschende Gegenbewegungen erzeugen Dynamiken, die die Simplizität binärer Codierungen überschreiten. Das Problem der Binarität kann jedoch nur gelöst werden, wenn beide Diskurse nicht nur die Komplexität des eigenen Schlüsselbegriffs realisieren, sondern auch die Komplexität jenes Schlüsselbegriffs, den der Nachbardiskurs in den Mittelpunkt rückt.

Zu der erforderlichen Zusammenführung beider Diskurse will das vorliegende Buch beitragen. Als Ausgangspunkt dienen hierfür zwei Erkenntnisse meiner bisherigen Forschung, die in der obigen Darstellung bereits eine Rolle spielen: zum einen die ‚riskierte Vulnerabilität‘ und zum anderen die ‚vulnerante Resilienz‘.

1.3.4 Vulnerante Resilienz und riskierte Vulnerabilität – übersehen oder verfehlt?

Wie oben dargestellt, geht die Forschung in weiten Teilen recht selbstverständlich davon aus, dass Menschen bestrebt sind, ihre Vulnerabilität abzusenken und ihre Resilienz zu steigern. Nicht nur die Natur- und Lebenswissenschaften verfolgen daher meist das Ziel, zur Absenkung der Vulnerabilität beizutragen in der Erwartung, damit Resilienz zu steigern. Wie wichtig diese Resilienzstrategie ist, aber auch, welche Problematik sie erzeugt, wird im folgenden 2. Buchkapitel erläutert. Aber das Absenken von Vulnerabilität, das in der Forschung häufig als *one-and-only* Resilienzstrategie auftritt, ist nicht die einzige Strategie, wie Menschen mit ihrer Vulnerabilität umgehen. Die Phänomene der vulneranten Resilienz (3. Buchkapitel) sowie der riskierten Vulnerabilität (4. Buchkapitel) widersprechen diesem Alleinstellungsanspruch.

- **Vulnerante Resilienz:** Sowohl die Vulnerabilitäts- als auch die Resilienzforschung haben ein Problem damit, die Vulneranz in ihrer umfassenden Bedeutung für den je eigenen Schlüsselbegriff zu erfassen. Denn Resilienzstrategien können nicht nur ‚nicht-intendierte Nebeneffekte‘ haben, sondern Resilienz kann gezielt *durch Vulneranz*, die Anwendung von Gewalt, erhöht werden. In der geistes- und sozialwissenschaftlichen Vulnerabilitätsforschung wird zwar mittlerweile anerkannt, dass Vulnerabilität nicht allein im Feld der Schwäche, Passivität und Unsicherheit zu verorten sei. Aber dass die ‚Agency‘, die mit Vulnerabilität einhergeht, häufig eine vulnerante Form annimmt, dass demnach aus Vulnerabilität Vulneranz entstehen kann und was das bedeutet, wird noch zu wenig untersucht, empirisch wie theoretisch. Forschungen von Judith Butler (Butler 2005) und in ihrem Umfeld (Butler et al. 2016b; Pistol 2023 und Andere) bilden eine Ausnahme.

- **Riskierte Vulnerabilität:** Eine bewährte, erfolgreiche Strategie wird auch andernorts angewendet. Dies kann jedoch einen Tunnelblick erzeugen, so dass die Komplexität der Realität aus dem Blick gerät. Wenn sich Forschung primär oder gar ausschließlich mit dem Absenken von Vulnerabilität zwecks Resilienzsteigerung befasst, dann übersieht sie, dass Menschen und ihre Gemeinschaften häufig das Gegenteil tun und große Risiken eingehen, indem sie sehenden Auges ihre eigene Vulnerabilität erhöhen. Dieses Phänomen nenne ich ‚riskierte Vulnerabilität‘. Hier einige sehr unterschiedliche Beispiele: Menschen, die in Diktaturen und autoritären Regimen öffentlich Widerstand leisten; Extremsportler*innen, die sich in Lebensgefahr begeben; Religions- oder Volksgemeinschaften, die einen Krieg anzetteln; Suizidattentäter*innen; Journalist*innen und Helfer*innen in Kriegsgebieten; und ganz alltäglich Eltern, die für ihre Kinder eine hohe Opferbereitschaft an den Tag legen.

Nun könnte man meinen, dass beides schlichtweg übersehen wird. Aber vielleicht führen tieferliegende Gründe dazu, Teile der Realität auszublenden und nicht zu erforschen. Das betrifft zum einen die ‚vulnerante Resilienz‘. Vulneranz kommt zwar in der Forschung vor, aber lediglich insofern, als sie die Vulnerabilität bestimmter Menschen oder Gruppen erhöht und damit größere Anstrengungen zur Resilienzförderung notwendig macht. Hier besteht die Gefahr, dass ausschließlich die Vulneranz der jeweils Anderen in den Blick rückt. Das ist in der Pädagogik der Fall, wo Vulneranz sogar mit diesem Begriff analysiert wird (Burghardt et al. 2017), sich aber nur auf jene Vulneranz bezieht, die sich gegen die vulnerable Gruppe der Kinder und Jugendlichen richtet. Diese Gruppe macht das Klientel der Pädagogik aus, für das sie parteiisch agieren kann. Aber warum wird bei den Vulnerabilitätsanalysen nur auf deren Vulnerabilität geschaut? So entsteht erneut eine binäre Codierung, wo die Vulneranz lediglich auf einer Seite angesiedelt erscheint (Eltern, pädagogisches Personal, Missbrauchstäter*innen ...), auf der anderen hingegen die Vulnerabilität der Kinder und Jugendlichen, die es mit Resilienzstrategien abzusenken gilt. Dass Kinder mit erhöhter Vulnerabilität Vulneranz anwenden können, um ihre Resilienz zu steigern, gerät damit aus dem Blick. Auch hier gibt es demnach einen blinden Fleck in

der Analyse.³² Kommt hier eine Tendenz zum Ausdruck, die Vulneranz, die in demokratischen Systemen sozial nicht akzeptiert ist, ausschließlich bei den Anderen zu verorten? Die Vulneranz ist jedoch mit der menschlichen Vulnerabilität auf multiple Weise verbunden und geht vielfältig aus ihr hervor. Ist ‚vulnerante Resilienz‘ das, was der Philosoph Georges Bataille ‚la part maudite‘³³, der verworfene Teil, nennt?

Zum anderen können auch bei der ‚riskierten Vulnerabilität‘ tieferliegende Gründe dazu führen, dass sie vernachlässigt wird. In der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung wird zu wenig untersucht, wo und warum Menschen wissentlich die eigene Vulnerabilität erhöhen und damit sehenden Auges Verletzung und Verlust riskieren. Denn Menschen sind überaus bereit, Opfer zu bringen, wenn es um etwas geht, das *Sinn macht*, wie es die Salutogenese ausdrückt; oder mit den Worten der Sakraltheorie: etwas, *das diesen Menschen heilig ist*. Mit ‚riskierter Vulnerabilität‘ wird das Opfern zum Thema. Das Opfern ist jedoch eine prekäre Angelegenheit, wie im 20. Jh. zwei Weltkriege und speziell der Nationalsozialismus zeigen, die die menschliche Opferbereitschaft zu politischen Zwecken ideologisierte. Mit ‚riskierter Vulnerabilität‘ tut sich ein Problem auf, das die Welt des Profanen überschreitet, wo Menschen rational-kalkulierend handeln, wo sie Verwundungen verhindern wollen und den Nutzen von Handlungen berechnen. Hat sich die Forschung bislang zu stark auf den Bereich des Profanen fokussiert und damit den Bereich des Heiligen ausgegrenzt, wo Menschen leidenschaftlich agieren und

32 Dies gilt auch für das Buch „Verletzungspotenziale“ (Burghardt und Krebs 2022a), in dem diese Potenziale allein vom Neoliberalismus auszugehen scheinen. – Der Sonderpädagoge Thomas Müller wendet im Blick auf vulnerante Kinder und Jugendliche ein, dass es bei ihrem Verhalten „um die Entlastung von der eigenen Verletzung“ geht, weil „nicht-verwundende Verhaltensweisen diese [eigene] Identität eher bedrohen, statt ihr konstruktiv etwas entgegenzusetzen“ (Müller 2019, 298). Dennoch bleibt es ein Verhalten, das Andere verletzt und damit Gewaltspiralen antreibt. Inwiefern Vulneranz und Identitätsprozesse zusammenhängen, worauf Müller zu Recht verweist, ist eine wichtige, noch zu wenig erforschte Frage (Janssen 2018, insbes. 13–18).

33 Das Hauptwerk Batailles erschien 1949 unter dem programmatischen Titel „La Part maudite“, vorangestellt war der Essay „La Notion de Dépense“ von 1933. Ohne diesen früheren Text erschien „Der verfluchte Teil“ 2021 im Verlag „Matthes & Seitz“ in einer neu bearbeiteten deutschen Übersetzung (Bataille 2021).

zur Selbstverschwendung bereit sind? Um dies herauszufinden und die Problematik riskierter Vulnerabilität auszuloten, fokussiert das 4. Buchkapitel auch diesen verworfenen Teil.

